

Tübinger Szenenwechsel
1950–1970
Alfred Göhner
und seine Pressefotos

„Tübinger Kataloge“

Herausgegeben vom Kulturamt
der Universitätsstadt Tübingen
Nr. 73

Redaktion: Udo Rauch, Wilfried Setzler, Karlheinz Wiegmann

Ausstellung des Stadtarchivs Tübingen
im Stadtmuseum Tübingen
in Kooperation mit dem
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft
der Universität Tübingen
18. März bis 21. Mai 2006

Projektleitung
Udo Rauch

Autorinnen und Autoren des Katalogs

Klaus Geiger (Ge)
Carmen Palm (Pa)
Udo Rauch (Ra)
Jens Rüggeberg (Rü)
Lioba Schlör (LS)
Martin Ulmer (Ul)
Antje Zacharias (Za)

© 2006

Universitätsstadt Tübingen · Kulturamt
Satz und Layout: Christopher Blum
Gesamtherstellung: Gulde Druck, Tübingen
Printed in Germany
ISBN 3-910090-67-2

Titelbild

Dreharbeiten zu dem Film „Ein Student ging vorbei“ auf dem Tübinger Marktplatz im Dezember 1959. Die Altstadt bot die perfekte Kulisse für den millionenfach gelesenen Hör-zu-Roman. Szenen mit künstlichen Nebelschwaden verstärkten die malerische Idylle. Der Schwarz-Weiß-Film wurde am 11. März 1960 im Kino Metropol uraufgeführt. Als Schauspieler wirkten u.a. mit: Luise Ullrich, Paul Dahlke, Bert Forell, Eva Bartok und der kleine Sascha Hehn.

Tübinger Szenenwechsel

1950–1970

Alfred Göhner

und seine Pressefotos

Herausgegeben von
Udo Rauch und
Antje Zacharias

Mit einem Beitrag zur
Biografie Alfred Göhners
von Carmen Palm



Inhalt

Vorwort 7

Alfred Göhner. Biografie und Werk 9

Vorbei und Vergessen 19

Arsiertes Modehaus, Judenfriedhof, verfemte Kunst, die Geschwister Scholl ...

Wir dürfen nicht vergessen! 31

Heimkehrer, Veteranen, Kriegsoffer, Vertriebene ...

Die Wirtschaft boomt 59

Konsum und Wirtschaftswunder, Babyboom, Gastarbeiter ...

Jugend und Freizeit 75

Jugendclub, Freibad, Theater, Kino, Fernsehen ...

Mobilität für alle 89

Straßenverkehr, erste Staus, erste Zebrastreifen, erste Ampeln ...

Die Stadt wird erweitert und modernisiert 101

Beseitigung der Kriegsschäden, Neubaugebiete, Altstadtsanierung ...

Unenteilbares Deutschland 119

Tag der Deutschen Einheit, Zonenflüchtlinge, Mauerbau ...

Bildung für alle! 135

Kindergarten, Volksschule, Gymnasium, Universität, Stadtbücherei ...

Demokratie ist kein Kinderspiel 147

Jungbürgerfeiern, Tübinger Vertrag, Wahlen, Studentenbewegung ...

Aus Besatzern werden Freunde 163

Französische Garnison, Amerikahaus ...

Tübingen wird international 175

Städtepartnerschaften, Europapreis, Reisen ins Ausland, ausländische Besucher ...

Geehrte Herren 195

Hans Gmelin, Theodor Haering, Kurt Georg Kiesinger, Ernst Bloch ...

Bild- und Quellennachweise 209

Index 219

Vorwort

Ob französische Soldaten, Kriegsheimkehrer aus Russland oder deutsche Veteranen: Alfred Göhner fotografierte sie in den fünfziger Jahren. Der Tübinger Marktplatz war die Bühne, auf der die Szenen wechselten. Hier nahm er später Besucher aus den Partnerstädten, feiernde Bürger und demonstrierende Studenten auf. Bauboom und Wirtschaftswunder veränderten die Stadt. Die Schaufenster wurden größer, der Verkehr dichter, neue Siedlungsgebiete wuchsen in die Landschaft hinein. Auch diesen „Tübinger Szenenwechsel“ dokumentierte Alfred Göhner mit seinen Fotos für die Lokalzeitung.

Schwieriger mit der Kamera zu erfassen waren die gesellschaftlichen und politischen Veränderungen. Vieles, was die Bundesrepublik in jenen Jahren bewegte, wurde auch in Tübingen zum Thema: die Europa-Begeisterung, die Wiederbewaffnung, der Bildungsnotstand, die Studentenbewegung, um nur einige zu nennen. Dazu gehörte auch der Szenenwechsel von der Hitlerdiktatur zur demokratischen Gesellschaft, der formal nach dem Zweiten Weltkrieg begann, von der Gesellschaft aber erst in den sechziger Jahren vollzogen wurde.

„Der große Szenenwechsel“ – so war schon 1955 eine Sonderbeilage des Schwäbischen Tagblatts überschrieben. Redakteur Paul Sting beschrieb darin das Kriegsende 1945, als „sich der Vorhang über die Szene senkte, auf der wir zwölf Jahre lang agiert hatten, in kleineren und größeren Rollen und als Statisten. Und als er sich wieder hob, nach einem Augenblick atemloser Beklemmung? Das Bühnenbild war das gleiche, Tübingen, leicht ramponiert, aber noch intakt, und auch die Statisten waren die aus der letzten Szene. Nur die größeren und großen Rollen waren anders besetzt.“ Dieser Szenenwechsel, so gewaltig er anfangs schien, wies doch viele Kontinuitäten auf. Nicht nur das Bühnenbild blieb unverändert, auch die Akteure waren zum großen Teil dieselben geblieben. 1955 – in der Rückschau – war dies bereits gut erkennbar. „Tübinger Szenenwechsel“ – so heißen auch die Ausstellung und der vorliegende Begleitband des Stadtarchivs. Darin geht es um die Zeit nach dem gewaltsamen Ende der NS-Diktatur bis zum Ende der sechziger Jahre. Was wurde aus den Akteuren in ihren (neuen) Rollen? Wie sind sie mit der Vergangenheit umgegangen? Zog man Konsequenzen aus der zurückliegenden Katastrophe? Wie hat man die zahlreichen Probleme bewältigt, die die Nazis und der Krieg hinterließen?

Alfred Göhner (1907–1985) war lange Zeit der einzige Pressefotograf des Schwäbischen Tagblatts und damit zuständig für alle Sparten der Fotoberichterstattung. Er hatte den Überblick über das, was in der Stadt geschah: Wer, wenn nicht er, hat gesehen, wie man in jener Zeit mit der Vergangenheit umging, wie aus dem „Vorbei und vergessen“ allmählich ein aktives Bemühen um Aufklärung und Erinnerung wurde. Zuletzt gingen Studenten und Bürger dafür sogar auf die Straße.

Alfred Göhner hat fast zwanzig Jahre lang (1950–1969) das Tübingen-Bild in der Öffentlichkeit geprägt oder, besser gesagt, mitgeprägt. Denn eigentlich wählte die Zeitung unter den gelieferten Bildern aus, beschnitt sie nach Wunsch und schrieb die Texte dazu. Göhner und das Schwäbische Tagblatt bildeten eine unauflösbare Einheit. Niemand kann heute mehr sagen, wie die Bildwünsche der Lokalredaktion aussahen und welchen Anteil der Fotograf daran hatte. Doch eines ist gewiss: Wer sich mit der Tübinger Stadtgeschichte jener Jahre befasst, kommt an seinen Aufnahmen



Die meisten Aufnahmen Alfred Göhners wurden von der Redaktion beschnitten (weißer Rahmen) und kamen nur als Ausschnitt in die Zeitung. In diesem Fall rechts am Rand weggeschnitten: Professor Joseph Ratzinger in der Ausstellung zum 150-jährigen Bestehen der Katholisch-Theologischen Fakultät, 8.

kommentiert. Weil die Ausstellung „Tübinger Szenenwechsel“ von Anfang an eingebettet war in das Projekt des städtischen Kulturamts über den Umgang mit der NS-Vergangenheit, wurde ein besonderer Schwerpunkt auf dieses Thema gelegt.

Für die großzügige Bereitschaft der Familie, das Fotoarchiv Alfred Göhners zu öffnen und seine Aufnahmen zur Verfügung zu stellen, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Insbesondere Dietrich Göhner war uns in zahllosen Stunden beim Herausuchen der Negative sehr behilflich. Ihm sind wir zu besonderem Dank verpflichtet.

Ausstellung und Katalog entstanden in enger Kooperation zwischen dem Stadtarchiv Tübingen und dem Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Unser besonderer Dank gilt seinem Direktor, Professor Reinhard Johler, und Carmen Palm, die sich in ihrer Masterarbeit mit Alfred Göhner beschäftigte und ihr Wissen und Engagement in unser gemeinsames Projekt einbrachte.

Tübingen, im Januar 2006

Udo Rauch

und an den begleitenden Kommentaren im Blatt nicht vorbei. Kein anderer Fotograf hat das lokale Geschehen in der Nachkriegszeit so dicht dokumentiert wie er. Kein anderer Bildbestand zur Tübinger Stadtgeschichte ist durch begleitende Texte so gut beschrieben. Einige Themen, so gerne wir sie gezeigt hätten, blieben jedoch ausgespart. So hat es zum Beispiel viele Jahre gedauert bis endlich die ersten Gastarbeiter ins Bild gerückt wurden. Auch die bedauerlichen Zustände in der Sozialsiedlung „Backofen“ wollte man in den fünfziger Jahren offenbar nicht im Foto zeigen.

Göhner hat einen erstaunlichen Wandel dokumentiert und in 140.000 Aufnahmen festgehalten. Nur ein Bruchteil davon wurde in der Tageszeitung veröffentlicht. Sein fotografischer Nachlass durfte nun zum ersten Mal gesichtet werden. Eine kleine Auswahl daraus wird in diesem Band

Alfred Göhner. Biografie und Werk

Mit dem Ausstellungsprojekt zu Alfred Göhner wird das Nachkriegswerk eines für Tübingen bedeutenden Fotografen gewürdigt. Obgleich ihm eine Reihe lokaler Fotografen voranging, von denen Aufnahmen in der Lokalzeitung abgedruckt wurden, war Alfred Göhner der erste Tübinger Fotograf, der seinen Broterwerb mit der Pressefotografie bestritt. Sein biografischer und beruflicher Werdegang soll im Folgenden dargelegt werden.

Alfred Göhner wurde 1907 als Sohn des Bäckermeisters und Gastwirts Jakob Göhner und seiner Frau Berta Göhner in Tübingen geboren.¹ Nach dem Besuch der Oberrealschule machte er in Tübingen eine Lehre als Feinmechaniker, die er 1926 abschloss. Danach begannen seine Lehr- und Wanderjahre, die ihn zunächst nach Stuttgart führten. Dort legte er im Jahr 1927 die staatliche Prüfung zum Lichtspielvorführer ab. Anschließend machte er ein Volontariat bei der Kammerlichtspiel GmbH in Ulm und sammelte dort Erfahrungen im Umgang mit Kinomechanik und -optik. Ein weiteres Volontariat führte ihn wieder zurück nach Tübingen. Er absolvierte es beim Hoffotografen Christian Barth. Hinter diesen Tätigkeiten stand der Wunsch Alfred Göhners, „Aufnahmeoperator“, d.h. Filmkameramann, zu werden. Dieses Berufsziel formulierte er gegenüber der Bayrischen Staatslehranstalt für Lichtbildwesen in München, bei der er sich schließlich für die vorübergehend eingerichtete „Kinotechnische Abteilung“ bewarb. Von 1928 an besuchte er für zwei Jahre die als „Münchner Fotoschule“ bekannte Staatslehranstalt. Allerdings fand er nicht wie gewünscht Aufnahme in der Filmabteilung, sondern in der Fotografieklasse, wie die Personalakte der Schule zeigt.² Im Juli 1930 legte Alfred Göhner die staatliche Abschlussprüfung zum Fototechniker ab. Aus seinem Abschlusszeugnis geht hervor, dass diese Ausbildung vor allem praktisch ausgerichtet war. Neben Fächern wie Fotochemie, Fotooptik und Kopierverfahren gab es jedoch auch das künstlerisch-gestalterische Fach „Zeichnen nach lebendem Modell“. Eine Reihe von Porträtstudien aus diesen Kursen ist erhalten, sie bildet den ältesten Teil des Werks Alfred Göhners. In den Jahren 1931 und 1932 arbeitete Alfred Göhner als angestellter Laborant für Foto- und Kinotechnik bei der Firma Zeiss-Ikon in Dresden, unter anderem im Versuchsraum für Amateurkinematografen, das heißt im Versuchsraum für Filmaufnahmegeräte. Aus den Dresdner Jahren stammen die ältesten erhaltenen Fotoaufnahmen von ihm. Bei den Aufnahmen aus den frühen dreißiger Jahren handelt es sich um einen kleinen Bestand von Schwarz-Weiß-Negativfilmen im Kleinbildformat. Sie zeigen vor allem private Motive, z.B. Ausflüge in die nähere Umgebung Dresdens. Auch Sportveranstaltungen hat er zu dieser Zeit fotografiert, jedoch wohl eher aus privatem Interesse und nicht mit der Absicht, diese Fotos zu veräußern.

Nach zwei Jahren verließ Alfred Göhner Dresden wieder. Das Zeugnis, das ihm die Optikfirma ausstellte, zeigt, dass er aus eigenem Entschluss diese Stellung gekündigt hatte.³ Allerdings wurde er, wie er später darlegt, durch die „wirtschaftliche Notlage“⁴ dazu gedrängt. Diese Notlage spiegelt sich auch in den wechselnden Lehr- und Anstellungsverhältnissen und in dem möglicherweise nicht freiwilligen beruflichen Hin und Her zwischen Foto- und Filmkamera.

Im April 1932 kehrte Alfred Göhner zurück nach Tübingen und arbeitete freischaffend als Fotograf für die lokale Presse, unter anderem für die Tübinger Chronik. Im März 1933 bekam er hier eine feste Anstellung als Leiter des neu eingerichteten

„Chronik-Bilddienstes“. Damit war die Wahl zwischen Film- und Fotokamera schließlich entschieden.

Alfred Göhner blieb nur drei Jahre bei der Tübinger Chronik. Als der Verband der NS-Presse diese übernahm, erschien wegen deren zentraler Organisation ein örtlicher Bilddienst unrentabel. Wieder war Alfred Göhner auf der Suche nach einer einkommenssichernden Tätigkeit – zwischenzeitlich hatte er geheiratet und war Familienvater geworden.

Von 1936 bis 1941 arbeitete er als Leiter des neu eingerichteten städtischen Verkehrsamtes, das er aufbaute. Diese Tätigkeit wurde ihm vom damaligen Tübinger Oberbürgermeister Scheef zugetragen. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs war er zusätzlich ab Dezember 1939 bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst im August 1941 Leiter der städtischen Ernährungsabteilung Tübingens. Er blieb in dieser Zeit aber in Verbindung mit der lokalen Presse: Die in der Zeitung veröffentlichten Fotos von ihm belegen, dass er weiterhin freischaffend für die Tübinger Chronik tätig war. Von den Fotos, die Alfred Göhner in den dreißiger Jahren für die Tübinger Chronik anfertigte, sind nur noch ein Dutzend Abzüge in unterschiedlichen Formaten erhalten. Sie zeigen überwiegend Uniformierte in verschiedenen Situationen; darunter eine Aufnahme von Adolf Hitler bei Sportwettkämpfen in München aus dem Jahr 1938. Die Fotografien sind kaum beschriftet, so dass sich die Personen, die Orte und die Aufnahmedaten, wenn überhaupt, nur aus dem Bildinhalt erschließen lassen.

Ein weiteres kleines Konvolut von Alfred-Göhner-Fotografien, ein Album mit 69 Abzügen, befindet sich im Universitätsarchiv Tübingen. Die Bilder aus den Jahren 1932 bis 1938 zeigen unter anderem Aufmärsche von Studentengruppen, Besuche von Politikern, Wahlplakate und die Durchführung von Wahlen in Tübingen und Umgebung.⁵

Von den Aufnahmen, die Alfred Göhner in den dreißiger Jahren anfertigte, blieben keine Negative erhalten.⁶ Sämtliche Filme und vor allem Glasplatten wurden nach Angaben seines Sohnes Dietrich Göhner kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs beim Einmarsch der französischen Truppen von Tübingern zerstört und weggeworfen. Diejenigen, die sich der Aufnahmen bemächtigten, fürchteten wohl, dass darunter für sie belastendes Material sein könnte.⁷ Alfred Göhner selbst war zu dieser Zeit noch im Kriegseinsatz. Seine Familie war kurz zuvor nach Isny evakuiert worden, wo sie für mehrere Wochen untergebracht war.

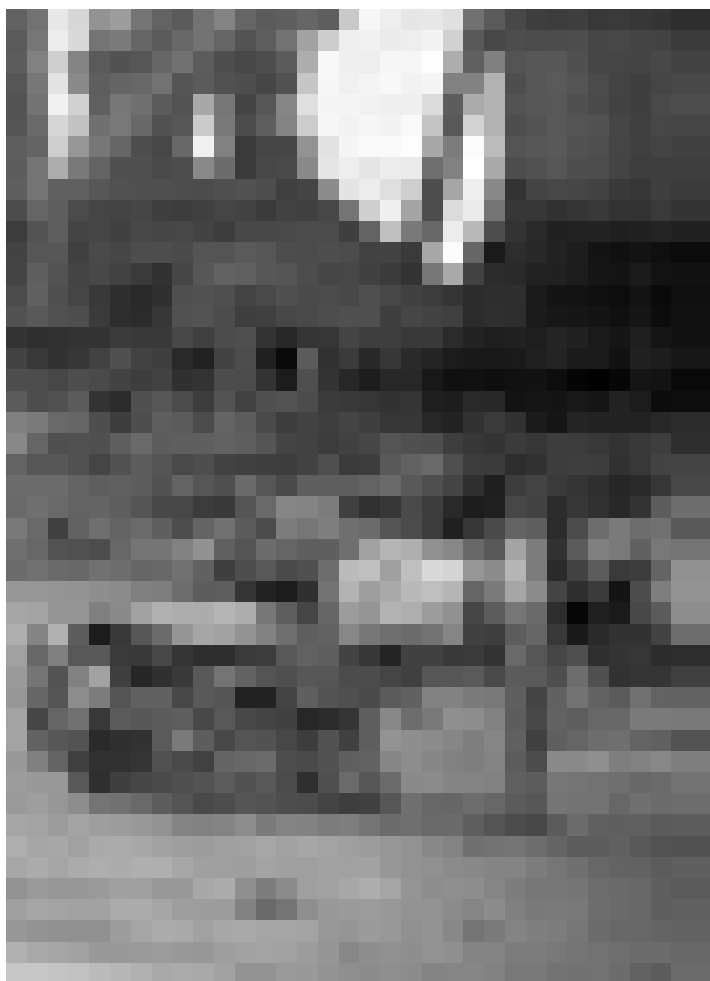
Unterlagen der Tübinger Chronik aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg existieren nicht mehr, also auch keine Negative der veröffentlichten Bilder. Um einen größeren Teil von Göhners Werk aus dieser Zeit zu rekonstruieren, müsste man die erhaltenen Zeitungsbestände nach seinen Fotos durchforsten. Abgesehen von der unbefriedigenden Qualität der abgedruckten Aufnahmen, wäre dieses Unternehmen wenig erfolgversprechend, da in vielen Fällen die Fotografien in der Tageszeitung keinen Urhebernachweis hatten.

Neben seiner beruflichen Laufbahn als Fotograf engagierte sich Göhner auch politisch. Im August 1931, während seiner Dresdner Zeit, wurde er Mitglied der NSDAP. Die wirtschaftliche Verelendung und die steigende Arbeitslosigkeit gab er im Nachhinein als Gründe dafür an.⁸ Nachdem er nach Tübingen zurückgekehrt war, engagierte er sich auch in der Partei. Von 1934 an war er im Propagandaamt des Kreises Tübingen aktiv, von 1935 bis 1941 als Kreispropagandaleiter. 1935 wurde er für die Partei in den Tübinger Stadtrat berufen.⁹

Mit der Einberufung zum Kriegsdienst, von dem Alfred Göhner wegen seiner Tätigkeit

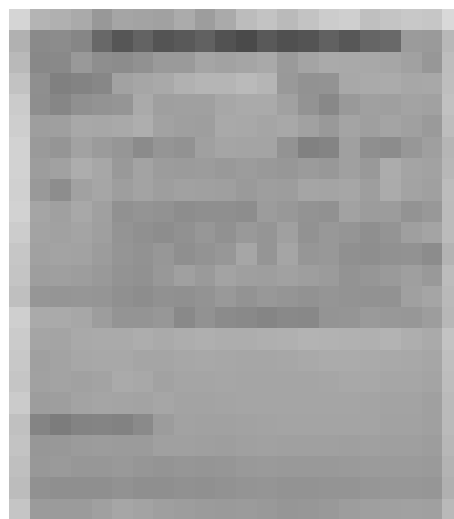
als Leiter der städtischen Ernährungsabteilung bis August 1941 befreit gewesen war, wurde er Mitglied der Propaganda-Ersatz-Abteilung. Innerhalb weniger Wochen wurde er in Potsdam zum Funker ausgebildet und auf den Einsatz in der Ukraine vorbereitet. Bei dieser Tätigkeit trafen sich vermutlich die Interessen der NS-Politik und des Fotografen: Der „Kampf“ mit der Kamera war als ein „den Waffen gleichrangiges Kriegsmittel“¹⁰ eingestuft worden. Möglicherweise hatte Alfred Göhner durch das Amt des Kreispropagandaleiters Einfluss auf die Art seines Einsatzes nehmen können. Mit Fortschreiten des Eroberungskrieges wurde ohnehin immer mehr Personal für die Propagandakompanien eingesetzt.

Die in den eroberten Gebieten aufgebauten Propagandaabteilungen waren zentral organisiert. Sie dienten der Beschaffung von Fotomaterial, welches im Deutschen Reich und in den eroberten Gebieten zu Propagandazwecken eingesetzt wurde. Alfred Göhner war in der Ukraine im Fotolabor und bei Filmvorführungen tätig.¹¹ Er arbeitete jedoch auch als Bildberichterstatter, wie einige Aufnahmen zeigen. Mit Unterbrechungen war er dort bis März 1944 tätig; in den drei Kriegsjahren wurde Göhner vom Rang eines Gefreiten über den Unteroffiziersstatus zum Feldwebel befördert.

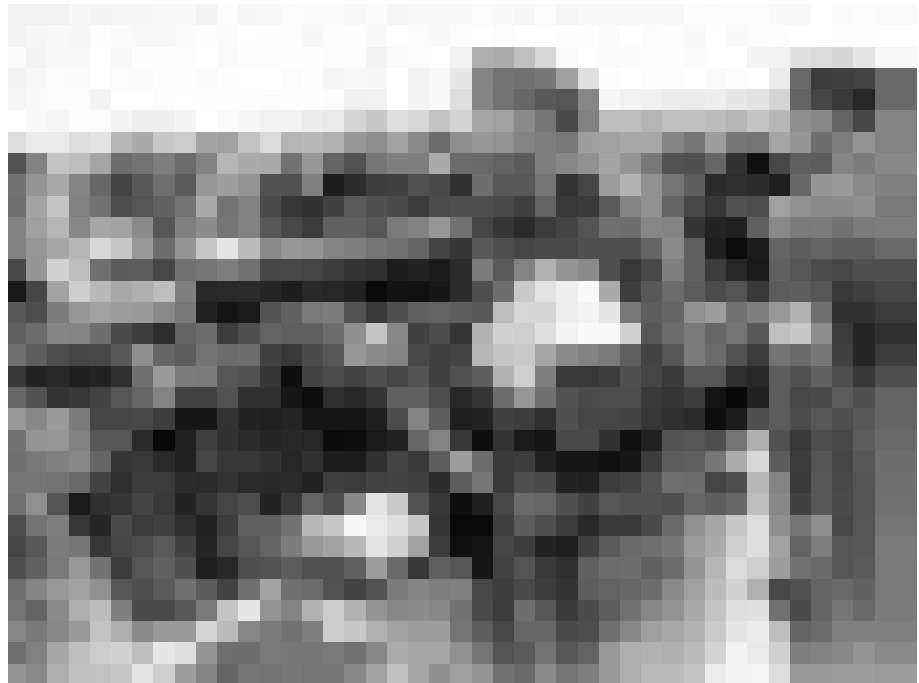


„Die Riesenhüttenwerke bei Konstantinowka liegen öde und verlassen da. Das armselige Panjegefährt ist der sprechende Vordergrund dieses Anblicks der Trostlosigkeit“, so der Presstext, den Alfred Göhner seiner Fotografie beigefügt hat. Die russische Strategie „Verbrannte Erde“ hatte auch im Donez-gebiet, in dem diese Aufnahme entstand, große Verwüstung angerichtet.

Der Pressezetzel, der hinten auf dem Abzug klebt, gibt Ort, Datum und Fotografen an. Alfred Göhner hat das Foto im Donezgebiet im Dezember 1941 aufgenommen. Der vom Fotografen formulierte Text kommentiert das Fotogra-



Anfang des Jahres 1944 wurden aufgrund von Verlusten verschiedene Propagandakompanien zusammengeführt oder aufgelöst und die darin tätigen Soldaten zum Teil den kämpfenden Einheiten zugeteilt.¹² Alfred Göhner war nach der Entlassung aus

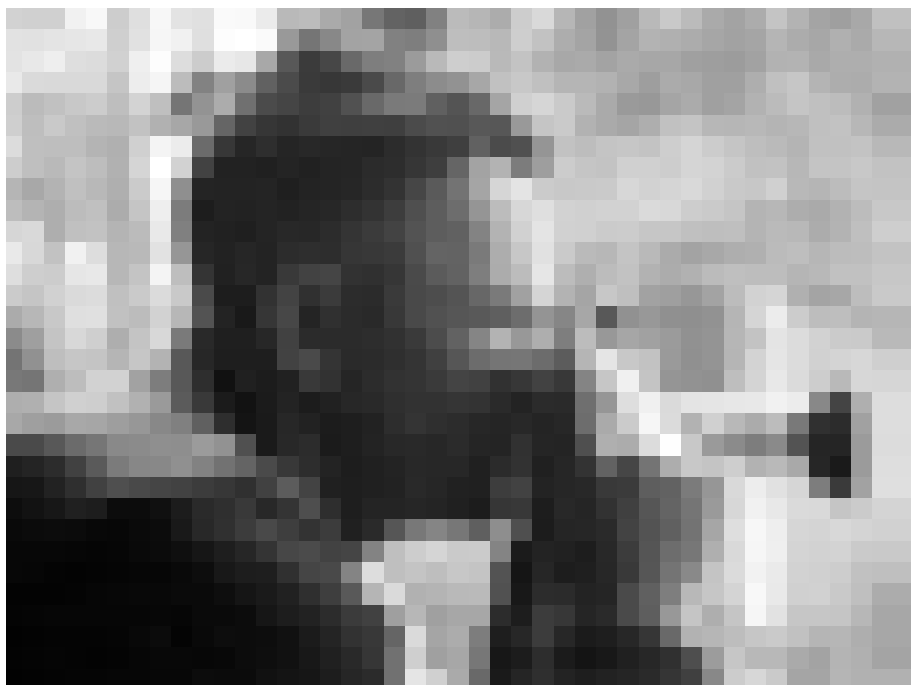


Alfred Göhner als Soldat,
wie er Schriftstücke austeilt.
Ort, Zeitpunkt und Zweck
dieser Aktion sind nicht

seiner Abteilung im „Propagandadienst Ostraum“ in Berlin im Bild- und Filmeinsatz zur „Betreuung von Ostarbeitern im Reichsgebiet“ tätig.¹³

In den Wirren des Kriegsendes wurde er zunächst von tschechischer Seite gefangen genommen und dann an das russische Militär ausgeliefert; während eines Gefangenentransports konnte er fliehen und sich nach Ulm zu seinem Bruder durchschlagen.¹⁴ Kurzzeitig arbeitete er bei einer Ulmer Baufirma als Hilfsarbeiter. Dort wurde er im Dezember 1945 von den amerikanischen Militärs wegen seines frühen Beitritts zur NSDAP und insbesondere wegen seiner Tätigkeit als Kreispropagandaleiter in Ludwigsburg interniert. Im November 1947 wurde er in die französische Besatzungszone überführt und vom Dezember desselben Jahres an in der Chirurgischen Klinik in Tübingen behandelt. Im Februar 1949 wurde er schließlich aus der Internierungshaft entlassen. Aus der Kriegs- und Internierungszeit Alfred Göhners blieben nur einzelne Fotografien erhalten. Ein halbes Dutzend großformatige Aufnahmen, zum Teil mit zugehörigen Pressezetteln, dokumentieren seine Tätigkeit als Kriegsberichterstatler. Fünf weitere Aufnahmen zeigen ihn selbst oder Kameraden bei der Arbeit in der Propagandakompanie. Ein kleinformatiges Foto zeigt ihn neben drei weiteren Insassen im Internierungslager Ludwigsburg. Nach der Freilassung 1949 nahm Alfred Göhner wieder seine Tätigkeit als Pressefotograf auf. Somit vollzog sich im Kleinen, was auch im Großen die Regel war: „Von einer Stunde „Null“ konnte [...] in der deutschen Fotografie nach 1945 keine Rede sein, denn führende Repräsentanten der deutschen Fotografie im Nationalsozialismus zählten schon bald wieder zu den

bekanntesten Leitfiguren der prosperierenden Nachkriegsjahrzehnte.“¹⁵
Alfred Göhner arbeitete zunächst für den Reutlinger Generalanzeiger,¹⁶ ab 1950 war er beim Schwäbischen Tagblatt, der Nachfolgezeitung der Tübinger Chronik ange-



Alfred Göhner kurz nach dem Krieg mit der Kamera vor Augen; von dieser Fotografie ausgehend erstellte Alfred Göhner ein Logo, das lange seinen geschäftlichen Briefkopf zierte.
Foto: Dietrich Göhner

stellt. Er arbeitete dort als Pressefotograf und als Chemigraf, d.h. er übertrug seine Aufnahmen auf Klischees und fertigte damit die Druckvorlagen für die Zeitung an. Ziel seiner Doppelfunktion war es, schneller als andere Blätter Fotos veröffentlichen zu können, immer der Aktualität der Tageszeitung verpflichtet. Kollegen beschrieben seine vom heutigen Standard weit entfernten Arbeitsbedingungen später wie folgt: „Entwickeln, kopieren, klischieren – alles zusammen in einem Kabuff vom Ausmaß eines größeren WC, das wegen seiner chemischen Dünste niemand freiwillig betrat.“¹⁷ Seine Ambition, möglichst schnell von möglichst vielen Ereignissen berichten zu können, zeigte sich gelegentlich in den Montagsausgaben der Lokalzeitung, die der fotografischen Berichterstattung mitunter größeren Raum gewährten. So brachte beispielsweise die Ausgabe vom 1. April 1957 eine stattliche Reihe von Göhner-Fotos von folgenden Ereignissen der vorangegangenen Wochenendtage: ein Festzug der Stadtgarde zu Pferd anlässlich eines Reitturniers, das Jagdspringen hinter der Westturnhalle und die Siegerehrung des Reitturniers, eine Demonstration Tübinger Jugendverbände auf dem Marktplatz, die Ehrung eines doppelamputierten Sportlers, die Verabschiedung eines Oberbaurats, die Einweihung einer Schule in Rübgarten und der Besuch des Bürgermeisters bei einer goldenen Hochzeit. Bei dieser Auflistung wird anschaulich, dass der Fotograf insbesondere an Wochenenden unablässig unterwegs und beschäftigt war, um die Druckvorlagen bis Redaktionsschluss zu liefern. Neben dem technisch zu heutigen Verhältnissen unvergleichbar höheren Aufwand ist jedoch auch ein Vorteil der damaligen Gegebenheiten anzumerken: Durch das vergleichsweise geringe Verkehrsaufkommen konnte der Fotograf schneller von

Ort zu Ort gelangen. Dies galt insbesondere, weil die Polizisten, die den Verkehr regelten, das Göhner'sche Auto kannten und dem Fotografen freie Fahrt gewährten, wie der Sohn Dietrich Göhner berichtet, der seinen Vater vielfach bei seinen Terminen begleitete.

Alfred Göhner war der erste und für mehr als ein Jahrzehnt der einzige angestellte Fotograf des Schwäbischen Tagblatts. Aus den fünfziger und sechziger Jahren stammt der weitaus größte Teil des Göhner'schen Werks. Es handelt sich dabei um etwa 10.000 Negativfilme mit mehr als 140.000 Bildern. In Filmtaschen aufbewahrt, füllen diese Negative Schränke. Der Fotograf entwickelte ein eigenes Ordnungssystem und arbeitete mit einem Findbuch, in dem er die einzelnen Filme stichwortartig verzeichnete.

Alfred Göhner arbeitete in der Nachkriegszeit mit verschiedenen Kameras. Zunächst verwendete er eine Contax, die den Krieg in einem Versteck leicht beschädigt überdauert hatte. Nach kurzer Zeit beim Schwäbischen Tagblatt erwarb er erneut eine Contax, später eine Leica als weitere Kleinbildkamera. An Mittelformatkameras arbeitete er zunächst mit einer Hasselblad 500C, später mit einer Plaubel Makina, mit einer Rolleiflex und als Superweitwinkelkamera mit einer Plaubel Veriwide 100. Diese Kameraausstattung mit unterschiedlichen Objektiven brachte die für einen Pressefotografen nötige Flexibilität. Bevorzugt verwendete Alfred Göhner allerdings die Mittelformatkameras, was am Negativbestand deutlich wird: Nur etwa 1.600 der 10.000 Negativfilme sind Kleinbildfilme.

Alfred Göhner pflegte kaum künstlerische Ambitionen, sondern hatte offensichtlich eher ein handwerkliches Verständnis von Fotografie. Die Aufnahmen dienten in erster Linie der Arbeit für die Lokalzeitung und zu einem kleinen Teil für andere Auftraggeber oder der privaten Erinnerung. Dabei ordnete er alle Aufnahmen, private Fotografien und Auftragsarbeiten in der selben Negativsammlung und notierte sie gleichermaßen im Findbuch.

Die fotografierten Themenkreise des Bestandes folgen den Inhalten der in den fünfziger und sechziger Jahren eher konservativen Lokalzeitung. Das Schwäbische Tagblatt mied damals Kontroversen, betrachtete sich selbst mitunter als Instanz der Stadtgeschichtsschreibung und verfiel immer wieder in einen belehrenden Duktus. Damit konform ging die Fotografie Alfred Göhners, die nicht zu interpretieren, zu kommentieren oder gar zu kritisieren suchte. Vielmehr wird darin der Wille zu einer neutralen bis offiziellen Dokumentation der Ereignisse deutlich. Spuren einer NS-Fotoästhetik, die z.B. mit starken Hell-Dunkel-Kontrasten monumentale Bildwirkungen zu erzeugen versuchte, sind dabei nur vereinzelt zu finden. Sie treten mitunter bei Bildthemen auf, die eine Rückschau implizieren, wie die Porträts alter Tübinger oder Abbildungen zu den letzten Resten einer von Handarbeit geprägten Landwirtschaft. Ansonsten dominiert ein Dokumentationsstil, der sehr viel mehr den fotografischen Beleg als eine bestimmte Bildwirkung zum Ziel hatte und dabei kaum auf fotoästhetische oder kompositorische Mittel zurückgreift. Dies war sicherlich auch durch eine von Zeitdruck bestimmte berufliche Alltagssituation bedingt.

In dieser Weise hielt Alfred Göhner städtische Veranstaltungen und Angelegenheiten fotografisch fest, z.B. Empfänge im Rathaus, Ehrungen oder Ortstermine des Stadtrats. Lokale Feste und Feierlichkeiten der Stadt und der Ortsteile waren Pflichttermine für den Pressefotografen und wurden ausführlich dokumentiert. Neben den lokalen politischen und gesellschaftlichen Größen finden sich vereinzelt auch die Vertreter der Bundespolitik auf den Aufnahmen, deren Besuch in Tübingen und Umgebung

zum Ereignis wurde. So zeigen Bilder beispielsweise Theodor Heuss beim Besuch in Reutlingen oder Kurt Georg Kiesinger, dem vom Tübinger Pauperchor ein Ständchen dargebracht wurde.

Wiederkehrendes fotografisches Thema im Bestand Alfred Göhners ist die Universität. Die Bilder zeigen Professoren bei diversen Anlässen, Institute und Immatrikulationsfeiern. Die studentische Seite der Universität ist mit Fackelzügen, Doktorfuhren und Stocherkahnrennen dokumentiert. Ein großes Interesse hegte Alfred Göhner für den Sport, dies zeigen zahllose, leider nicht immer sicher identifizierbare Aufnahmen von Wettkämpfen, lokalen und regionalen Mannschaftsspielen und sonstigen Sportveranstaltungen.

Die Spuren des Zweiten Weltkriegs in Tübingen zeigen sich in Aufnahmen von Versehrten, Kriegsheimkehrern, Kriegerdenkmälern und Volkstrauertagen. Die Nachkriegszeit zeigt sich aber auch in Aufnahmen von vollen Warenauslagen, Modenschauen, Schlussverkäufen und zahllosen Bauprojekten. Alfred Göhner setzte für das Schwäbische Tagblatt das ganze Spektrum des alltäglichen Lebens in der Stadt ins Bild, lichtete Vertreter verschiedener Berufe ab, vom Postboten über den Bodenleger bis hin zum Landwirt, ebenso wie Szenen vom Tübinger Wochenmarkt, Geburtstags-, Arbeits- oder Ehejubilare, dokumentierte aber auch Unglücksfälle, wie Häuserbrände oder Verkehrsunfälle.

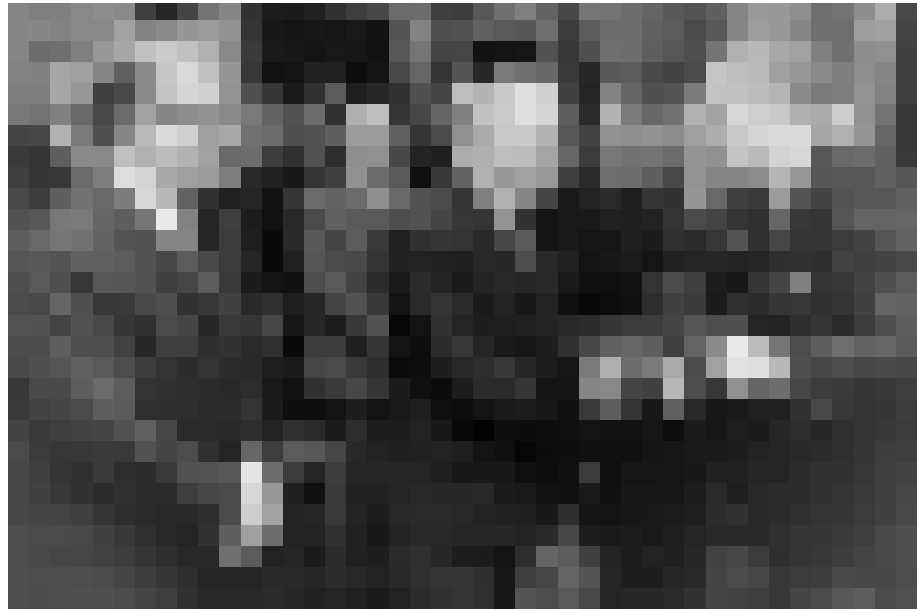
Auch die kleinen Kuriositäten, eine außergewöhnlich große Kartoffel oder ein Zeppelin über der Stadt, wurden, wie manche Schnapsschüsse, auf den Film gebannt. Durchzogen ist die fotografische Arbeit für die Lokalzeitung von Fotos, die Lokalereignisse und den Wechsel der Jahreszeiten in jährlicher Wiederkehr zeigen: Frühlingsblüten, Fastnacht, kirchliche Feiern, städtische Feste, Blumenschmuckwettbewerbe, Gesellenprüfungen, Heimatfeste, Hubertusjagden, der erste Schnee und Weihnachtspakete.

Wie bereits erwähnt arbeitete Alfred Göhner auch für andere Auftraggeber. So fertigte er Abbildungen für die „Tübinger Blätter“, eine stadthistorische Zeitschrift, und für die Universitätszeitschrift „Attempo“ an. Auch für die Zeitschriften „Hör zu“ und „SPIEGEL“ fertigte Alfred Göhner einzelne Fotografien. Die Negative sind meist nicht mehr im Bestand vorhanden, die Filme sind jedoch im Findbuch vermerkt und gelangten (teilweise) zur Veröffentlichung.¹⁸ Weiter dokumentierte Alfred Göhner im Auftrag der Stadt deren Ausstellungen in einem Ausstellungsschaufenster in der Wilhelmstraße. Darüber hinaus finden sich im Bestand einzelne Aufnahmen von diversen Waren im Stil der Industriefotografie, die vermutlich im Auftrag der Produzenten angefertigt wurden. Andere Fotografien belegen, dass Alfred Göhner auch Modelle der aktuellen Damenmode für ein Tübinger Bekleidungsgeschäft aufnahm. Desgleichen baten Privatpersonen, meist Bekannte oder Freunde der Familie, Alfred Göhner gelegentlich um seine fotografische Dienstleistung; von diesen Personen befinden sich Pass- oder Hochzeitsfotos im Bestand. Neben der Materialfülle weist der Bestand, der in den Nachkriegsjahren in Tübingen entstanden ist, eine große thematische Bandbreite und Vielfalt auf.

Neben seiner Fotografentätigkeit fand auch das politische Interesse und Engagement Alfred Göhners nach der Internierungszeit eine Fortsetzung. So wurde er Mitglied der Freien Wähler-Vereinigung Stadt und Land¹⁹ und kandidierte für die Liberalen für den Stadtrat, dem er von 1959 bis 1972 angehörte. Zwischen 1960 und 1971 war er Mitglied im Kreistag.

Außer dem beruflichen Interesse für die Fotografie und für die Lokalpolitik pflegte Alfred Göhner sein Leben lang ein Engagement für den Sport. So war er bereits in

Als scheidender Stadtrat erhielt Alfred Göhner (links) neben Jakob Krauß 1971 die Bürgermedaille aus den Händen von Oberbürgermeister Hans Gmelin.
Foto: Manfred Grohe



den zwanziger Jahren als Jugendturnwart, später als Männer- und Oberturnwart aktiv. Nach dem Zweiten Weltkrieg mündete seine Arbeit für die Tübinger Sport Gemeinde (TSG) schließlich in das Amt des Ersten Vorsitzenden der TSG, welches er von 1958 bis 1968 innehatte. Der Sport, insbesondere das Turnen, war jedoch nicht ausschließlich eine private Angelegenheit. Wie bereits erwähnt, nehmen die Aufnahmen von Sportwettkämpfen und -veranstaltungen im fotografischen Bestand einen großen Raum ein.

Nachdem Alfred Göhner in den sechziger Jahren zunehmend durch gesundheitliche Beschwerden in seiner Arbeit behindert war, erlitt er im Juni 1969 bei einem Fototermin eine Herzattacke und beendete daraufhin seine Fotografentätigkeit. Im Dezember 1969 schied er gänzlich aus dem Angestelltenverhältnis beim Schwäbischen Tagblatt aus. Er blieb zwar weiter mit der Lokalzeitung in Verbindung, fotografierte aber nur noch sehr selten für den ehemaligen Arbeitgeber. Auch im Privatleben entstanden nur noch wenige Aufnahmen. Im Dezember 1985 verstarb er im Alter von 78 Jahren in Tübingen.

Bezeichnend für den Negativbestand Alfred Göhners ist die schwer zu überblickende Masse an Aufnahmen. Lag ihre Bedeutung anfangs in der Aktualität, so dominiert heute der zeit- und lokalgeschichtliche Wert. Thematisch spiegelt der Bestand vorwiegend die lokale Pressearbeit wider. Dies bedeutet, dass Alfred Göhner in geringem Maße eigenen Ideen nachging. In dem wenige Seiten umfassenden Lokalteil wäre auch kaum Platz für eigenständige Fotografien, wie etwa Schmuckbilder, gewesen. Anders als Alfred Göhner konnte sein Kollege und Nachfolger Manfred Grohe in den siebziger Jahren fotografische Kunststücke vollbringen, da der Zeitungsumfang stetig wuchs und die technische Entwicklung im Zeitungsdruck verschiedenste Fotoformate möglich machte. Grohe hat die neuen Möglichkeiten mit großem ästhetischem Gespür zu gestalten gewusst. Er repräsentiert eine neue Generation von Fotojournalisten, die mit ihren Mitteln die aktuellen Gegebenheiten kommentierten oder gar ironisch hinterfragten und der eine jüngere Generation von Redakteuren zur Seite stand. Ästhetische Raffinesse oder gestalterischer Witz wären der Dokumen-

tationsmaxime Göhners zuwidergelaufen. Einzelne seiner Aufnahmen zeigen zwar durchaus Szenen und Momente jenseits der offiziellen Gesten, deren humorvolles Augenzwinkern sich auch einem heutigen Betrachter vermittelt. Solche Bilder gelangten jedoch nicht zur Veröffentlichung. Offensichtlich waren sie in den fünfziger und sechziger Jahren von der Redaktion nicht erwünscht. So beschränkten, neben seinem eigenen Fotografieverständnis, nicht allein die technischen Gegebenheiten des Zeitungsumfangs und des Zeitungsdrucks, sondern auch die Wünsche der Redaktion die thematische und ästhetische Ausrichtung der Göhner'schen Fotografie. Nicht nur die Themen, auch die spezifische Darstellungsweise wurde von den Redakteuren



Alfred Göhner im Ruhe-

beeinflusst. Darüber hinaus wirkten sich auch die Anforderungen des Arbeitsalltags auf die ästhetische Qualität seiner Fotografien aus: Tagesaktualität und die schnelle Herstellung von Druckvorlagen führten im journalistischen Alltagsgeschäft zur Ausprägung von fotografischen Standards, die im Werk Alfred Göhners deutlich zu Tage treten. So kann eine angemessene Würdigung seiner Fotografie kaum über die Betrachtung einzelner Abbildungen erreicht werden. Statt dessen muss eine Vielzahl von Fotoreihen in den Blick genommen werden, um eben jene Standards benennen zu können, wie es im Vorfeld dieses Ausstellungsprojekts geschehen ist. Auch wird die enge Verflechtung von Zeitung und Fotografie deutlich, die eine Interpretation der Göhner'schen Fotografie ohne die Berücksichtigung der Lokalzeitung kaum sinnvoll erscheinen lässt.

Für die thematische Bandbreite bedeutet dies, dass Alfred Göhner Personen und Begebenheiten fotografierte, die der Lokalredaktion eines Zeitungsbildes würdig erschienen. Die Aufnahmen eines Hobbyfotografen oder die Bestände privater Fotografie werden sicher ganz andere Ansichten der fünfziger und sechziger Jahre bieten. Die Funktion des Zeitungsbildes, bzw. der Zeitungsfokus der Fotografie Alfred Göhners wird deutlich, wenn auch auf die Lücken, auf das Nicht-Fotografierte, geachtet wird. So waren zum Beispiel seit Mitte der fünfziger Jahre „Gastarbeiter“ in Tübingen und Umgebung beschäftigt, jedoch erst 1965 fotografierte Alfred Göhner sie bei ihrer Arbeit. In diesem Jahr erschien erstmals ein ausführlicher Bericht mit mehreren Abbildungen in der Zeitung.²⁰ Damit erhielten sie nach etlichen Jahren in Tübingen explizit „Zeitungsbildwürden“. Während die Fotos zur Zeit der Entstehung die öffentliche Wahrnehmung und Nichtwahrnehmung nachvollzogen und ein lokales Bildgedächtnis prägten, ist der heutige Betrachter auf den fotografischen Ausschnitt und den Fokus des Fotografen zurückgeworfen; er blickt durch dessen Kamera auf Vergangenes.

Die Aufnahmen von Alfred Göhner zeigen zusammengefasst zum einen die Zeitzeugenschaft des Fotografen, zum anderen die von der Lokalredaktion geforderten Konventionen der Zeit und darüber hinaus die unter anderem durch die Arbeitspraxis bedingten Standards. Damit wagt das Ausstellungsprojekt etwas durchaus Ungewöhnliches, denn nicht die künstlerische Ästhetik einer Fotografie im kunsthistorischen Sinn kann hier besehen werden und auch nicht die Emotion eines Reportagejournalismus. Vielmehr liegt das Sehenswerte in der schlichten zeittypischen Dokumentation des Geschehens in den fünfziger und sechziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts in Tübingen, die auch in Ermangelung anderer lokaler Pressefotografiebestände aus jenen Jahren unschätzbar wertvoll ist. Die Fotografien mögen bei Tübingern Erinnerungen an jene Jahre wecken, bei ihnen und allen übrigen Betrachtern mögen sie aber auch Überlegungen zur Ästhetik, Verwendung und Wirkung medial vermittelter Bilder in der Vergangenheit und der Gegenwart anstoßen.

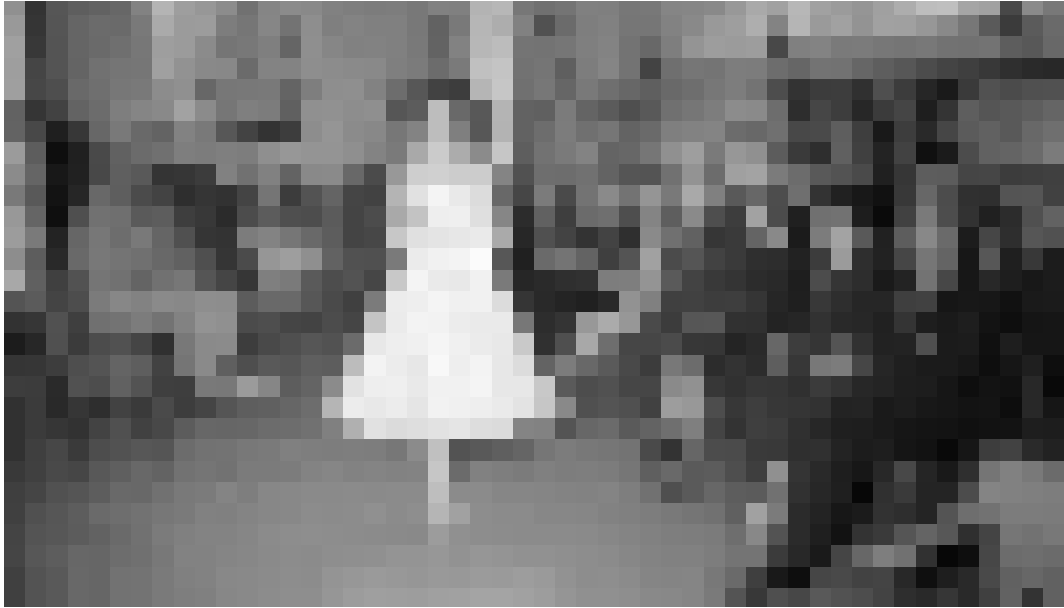
Pa



Vorbei und vergessen

Vorbei, vergessen und verdrängt waren schon bald nach Kriegsende die Ermordung der Juden und andere Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschland. Hatten die Alliierten und politisch unbelastete Politiker in den ersten Nachkriegsjahren noch die Bevölkerung mit den NS-Verbrechen konfrontiert, spielte eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit im Zeichen des Kalten Krieges und der Wiederaufrüstung keine Rolle mehr. Während sich die Erinnerung an die eigenen Kriegsoffer zum dominanten Thema entwickelte, war für die Opfer des Nazi-Terrors zunächst kein Platz im kollektiven Gedächtnis.

Erst Anfang der sechziger Jahre setzte in Tübingen eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus ein. Sie wurde in erster Linie vom AstA der Universität vorangetrieben, der mit seiner Studentenzeitung „Notizen“ eine große Leserschaft erreichte. Mit zwei großen Gedenkveranstaltungen an die Geschwister Scholl und an den 25. Jahrestag der „Kristallnacht“ setzte er 1963 erste Zeichen der Erinnerung. Aber erst die Zeit nach 1968 brachte die Wende im Umgang mit der NS-



Modeschau im Textilhaus Haidt anlässlich der Eröffnung neuer Geschäftsräume, 29. September 1955.

Die französischen Behörden hatten das „arisierte“ Modehaus 1945 am Holzmarkt sofort beschlagnahmt und dort einige Jahre das Kaufhaus „Magasin français“ betrieben. Erst zehn Jahre nach dem Krieg gaben sie das Anwesen vollständig an die Familie Haidt zurück. Nach einem Umbau seines Modehauses lud der Textilkaufmann Karl Haidt im September 1955 zur Eröffnung der neuen Geschäftsräume ein. In einem Kreis handverlesener Gäste aus Politik und Wirtschaft gab er seiner Freude darüber Ausdruck, „jetzt wieder Herr im eigenen Haus zu sein“. Verkäuferinnen durften in die Rolle der Models schlüpfen und die aktuelle Herbstmode präsentieren. Das Schwäbische Tagblatt war voller Lob: „Morgenröcke, Kleider, Kostüme, Mäntel in allen Stoffen, Formen und Preislagen ... bewiesen die Leistungsfähigkeit des alten Tübinger Modehauses, das es mit jedem Großstadt-Unternehmen aufnehmen kann.“ In dem Bericht fehlte jeder Hinweis, dass die beiden jüdischen Geschäftsleute Jakob Oppenheim und Albert Schäfer das seit 1913 bestehende Modehaus Degginger bis 1933 zum größten und erstklassigen Textilhaus in Tübingen gemacht hatten und der Nachfolger auf diesen Erfolg aufbauen konnte. Der Artikel über das Modehaus Haidt ist ein beredtes Zeugnis für das Verschweigen, mit dem die Tageszeitung und die Öffentlichkeit dem Thema NS-Vergangenheit lange Zeit begegneten.

Das Modehaus Degginger am Holzmarkt musste durch den Boykott der Kundschaft seit den Wahlerfolgen der NSDAP im September 1930 über Jahre große Umsatzeinbußen hinnehmen. Angesichts der Notlage konnte der NSDAP-Gemeinderat Karl Haidt das Textilhaus 1935 anmieten. Er konnte das antisemitische Klima und die immer schlimmer werdende Verfolgung der jüdischen Bevölkerung nutzen, um die Firma zu einem Spottpreis zu erwerben. In einem Vergleich beim Landgericht Tübingen musste sich Haidt 1950 zur Entschädigung an die Kinder der jüdischen Vorbesitzer verpflichten.

UI



Verwahrloster jüdischer Friedhof Wankheim, März 1959.

Das Foto von Alfred Göhner, auf dem der verwachsene und verwahrloste Zustand des jüdischen Friedhofs Wankheim zu sehen ist, erschien im März 1959 im Schwäbischen Tagblatt. „Geht uns der Judenfriedhof etwas an?“, formulierte das Lokalblatt naiv in der begleitenden Schlagzeile. Eine merkwürdige Unkenntnis zog sich durch den ganzen Artikel, der die Zugehörigkeit des Friedhofs zur jüdischen Gemeinde Tübingens verschwieg und die Verwahrlosung vor allem auf die „religiösen Anschauungen der Israeliten“ zurückführte. Die wahren Ursachen für den traurigen Zustand blieben dagegen ungenannt: Seine Schändung 1938 durch die Nazis, die Vertreibung und Ermordung der Tübinger Juden und die damit verbundene Zerstörung ihrer Gemeinde. Immerhin ist andeutungsweise von „begangenen Unrecht“ und „Wiedergutmachung“ die Rede. Die anstehende „Woche der Brüderlichkeit“ sei geeignet, „sich dieses Friedhofs in irgendeiner Form anzunehmen“. Tübingen, so der Tenor des Blatts, sollte sich vielleicht doch für den „Judenfriedhof“ mitverantwortlich fühlen, obwohl er auf Wankheimer Markung liege. UI



„Offenes Liedersingen“ auf dem Marktplatz während der Tübinger Musiktage, Professor Fritz Jöde dirigiert, Mai 1954.

1952 gründete Kulturamtsleiter Rudolf Huber die Tübinger Musiktage. Deren Ziel war es, „zeitgenössische südwestdeutsche Komponisten zu fördern, dem musikalischen Leben unserer Heimat neue Impulse zu geben und weitere Kreise der Bevölkerung an neuer Musik zu interessieren“. Gerade auf diesem Gebiet sah Huber nach dem Krieg einen erheblichen Nachholbedarf. Hatten doch die Nazis die neue Musik verfemt und aus den Konzertkalendern getilgt. Der städtische Kulturamtsleiter hatte aber noch etwas anderes im Sinn: „Nach dem Weggang der Landesregierung benötige Tübingen etwas, das der Stadt Ruf und Namen gebe. Dabei könnten die Musiktage künftig sehr bedeutungsvoll werden. Es sei allerdings nicht beabsichtigt, mit den Tübinger Musiktage die Veranstaltungen in Donaueschingen nachzuahmen, sondern die Tübinger Tage im Volk zu verwurzeln.“ Tatsächlich gelang es Huber in den fünfziger Jahren, viele moderne Kompositionen in Tübingen zur Aufführung zu bringen, darunter Werke von Béla Bartók, Alban Berg, Harald Genzmer, Paul Hindemith, Arthur Honegger, Luigi Nono, Darius Milhaud, Carl Orff, Francis Poulenc, Karlheinz Stockhausen und Marianne Wahl.

1957 lobte sogar die Neue Zürcher Zeitung die Tübinger Musiktage und deren erfreuliche Resonanz in der Bevölkerung. Hubers Konzept war aufgegangen. Seine Gründung hatte überregionale Beachtung gefunden und war fest im jährlichen Tübinger Konzertkalender verankert. Dazu beigetragen hatte vielleicht auch das „offene Singen“ auf dem Marktplatz, das, etwas untypisch für die Konzertreihe, wahre Massen auf den Marktplatz lockte und als Werbeträger für die übrigen Veranstaltungen diente.

1959 fanden die ambitionierten Musiktage ein letztes Mal statt. Huber erlitt im Jahr darauf einen Autounfall und schied aus städtischen Diensten aus. 1991 starb er 78jährig in Bad Wiessee.

Ra



Eröffnung der Max-Beckmann-Ausstellung, Juni 1958.

In Juni 1958 wurden im Ausstellungsraum des Technischen Rathauses Gemälde, Zeichnungen und Radierungen des Malers Max Beckmann (1884–1950) gezeigt, der im Nationalsozialismus verfemt war. Sein Sohn Peter Beckmann (am Rednerpult) sprach bei der Eröffnung der Ausstellung von hintergründigen, transzendierenden Bezügen in den expressionistischen Kunstwerken des 1950 verstorbenen Vaters. Die vom Tübinger Kunstverein veranstaltete Beckmann-Ausstellung entsprach den Intentionen des städtischen Kulturamtsleiters Rudolf Huber, der Werke der zuvor als „entartet“ diffamierten Kunst der Öffentlichkeit zeigen wollte. Damit knüpfte er an entsprechende Konzepte der französischen Besatzungsbehörden an und erwarb zahlreiche Grafiken und Zeichnungen für die Städtischen Sammlungen, darunter Werke von Ernst Barlach, Max Beckmann, Lovis Corinth, Emil Nolde, Käthe Kollwitz und Otto Dix. Die Bemühungen Hubers und des Kunstvereins, besonders durch die expressionistischen Werke an die internationale Kunstszene anzuknüpfen und damit eine andere „Sehschule“ und neue Wahrnehmungsmöglichkeiten zu begründen, führten zu Konflikten mit dem Gemeinderat. Dem waren die Aktivitäten des umtriebigen Kunstfreundes Huber angesichts „dringender sozialer Projekte“ nicht geheuer.

UI



Kranz am Gräberfeld X auf dem Tübinger Stadtfriedhof, niedergelegt am Volkstrauertag 1963.

Im Januar 1952 hatte der Tübinger Gemeinderat in nichtöffentlicher Sitzung beschlossen, drei schlichte Steinkreuze ohne nähere Information am Gräberfeld X aufzustellen. Unbemerkt von der Öffentlichkeit wurden sie in der gewohnten christlichen Symbolik aufgestellt, obwohl sich unter den Toten auch nichtchristliche Opfer befanden. Auf dem Gräberfeld sind die Überreste von über 400 Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft bestattet, die in der Tübinger Anatomie seziiert wurden. Das Gräberfeld blieb weiter vergessen. Erst die Initiative der evangelischen „Hilfsstelle für Rasseverfolgte“, die Anfang der sechziger Jahre den verwahrlosten Zustand und die fehlenden Informationen beklagte, führte zu einer Wende. Der Gemeinderat beschloss im Mai 1963 die Anbringung einer Gedenktafel mit dem Text: „Hier ruhen einige hundert Menschen verschiedener Völker, die in Lagern und Anstalten unseres Landes einen gewaltsamen Tod fanden.“ Die in Stein gehauene Inschrifttafel wurde vom Tübinger Bildhauer Ugge Bärtle gestaltet.

Am Volkstrauertag 1963, der traditionell im Zeichen der deutschen Kriegsoption stand, gedachte die Stadt erstmals mit der Niederlegung eines Kranzes auch der NS-Opfer.

UI

Gedenkveranstaltung am Geschwister-Scholl-Platz, 21. Februar 1963.

Am Vorabend des 20. Todestages von Sophie und Hans Scholl versammelten sich rund 3.000 Studierende auf dem Geschwister-Scholl-Platz, um den studentischen Widerstand gegen das nationalsozialistische Deutschland erstmals zu ehren. Der Platz vor der Neuen Aula war „ein einziges Lichtermeer und auch jenseits der Wilhelmstraße, vor dem Clubhaus, standen die Studenten in mehreren Reihen“. Der Allgemeine Studentenausschuss (AStA) hatte alle Studenten zu drei Fackelzügen mit anschließender zentraler Kundgebung aufgerufen, an der auch die Universitätsspitze, zahlreiche Dekane und Professoren teilnahmen. Dabei schilderte der Rektor Professor Theodor Eschenburg die Vorgeschichte der Geschwister Scholl an der Universität München bis zu ihrer Hinrichtung im Februar 1943. Er sprach von „Helden“, die nach der Katastrophe von Stalingrad retten wollten, was noch für Deutschland zu retten war. Der stellvertretende AStA-Vorsitzende Edgar Mebus hob in seiner Ansprache die Vorbildfunktion der Geschwister Scholl für eine demokratische Jugend in einem besseren Deutschland hervor. Dabei warnte er vor einem ungebrochenen Verhältnis zu den nationalen Symbolen, unter deren Vorzeichen der Massenmord in den Konzentrationslagern geschehen sei: „Wo einmal im Zeichen nationaler Größe und nationalen Ruhmes gemordet wurde, sind diese Wahrzeichen blutbefleckt.“

Die erste große Gedenkveranstaltung für NS-Opfer signalisiert den in den frühen sechziger Jahren einsetzenden Wandel an der Universität und das Bestreben, sich

nun stärker mit der NS-Vergangenheit auseinander zu setzen. Es dauerte allerdings noch lange, bis in der Eingangshalle der Neuen Aula zwei Gedenktafeln für Opfer des Nationalsozialismus angebracht wurden. Erst 1984 ehrte die Universität elf frühere Tübinger Studenten, die am Attentatsplan auf Hitler am 20. Juli 1944 teilhatten und dafür hingerichtet wurden. Eine zweite Tafel wurde 1985 ergänzt. Sie gedenkt in pauschaler Form aller Opfer der Gewaltherrschaft und des Krieges zwischen 1933 und 1945.

UI



Schweigemarsch in der Gartenstraße zum Gedenken an den 25. Jahrestag der Pogromnacht, 9. November 1963.

Zum 25. Jahrestag der „Reichskristallnacht“ veranstaltete der Allgemeine Studentenausschuss einen öffentlichen Schweigemarsch und eine anschließende Gedenkfeier im Audimax der Neuen Aula. Noch fünf Jahre zuvor waren entsprechende Bemühungen um ein öffentliches Gedenken an den Einwürfen des Oberbürgermeisters Hans Gmelin und der Gemeinderatsmehrheit gescheitert. Der Schweigemarsch begann am Grundstück der 1938 von Tübinger Nazis niedergebrannten Synagoge in der Gartenstraße 33 und führte über die Mühlstraße zur Neuen Aula. Auf dem Foto sind unter anderem die Professoren Walter Jens (rechte Bildhälfte mit offenem Mantel und gestreifter Krawatte) und Georg Melchers (links hinter Jens) und der Landeskonservator Gustav Adolf Rieth (im dunklen Mantel rechts hinter Jens) zu sehen. Bei der anschließenden Gedenkfeier in der Neuen Aula bezeichnete die AStA-Vorsitzende Christel Lörcher die Bewältigung der NS-Vergangenheit als große Aufgabe der Gegenwart und Zukunft, die vor allem Aufgabe der Studenten sei. Der Germanistik-Professor Klaus Ziegler führte in seinem Vortrag die antisemitische Vorgeschichte der „Kristallnacht“ bis weit in die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts zurück und beklagte das Schweigen der Bevölkerung zur Pogromnacht, in der der öffentliche Mord an den Juden begonnen habe. Die Auseinandersetzung mit diesem Schrecken sei aufgrund des latenten Antisemitismus nötig, um bei Abweichungen von der sittlichen Norm rechtzeitig einzugreifen. In der anschließenden regen Diskussion, an der sich zahlreiche Professoren wie Hermann Diem und Ralf Dahrendorf beteiligten, stand nicht nur das Versagen der Kirche und deren Mitschuld an den Verbrechen im Mittelpunkt, sondern auch der „erwägenswerte“ Vorschlag von Walter Jens, „gelegentlich offiziell einen jüdischen Emigranten einzuladen“. Es vergingen in Tübingen weitere 18 Jahre, bis es zum ersten offiziellen Besuch vertriebener jüdischer Bürger im Jahre 1981 kam. UI



Plastik „Der sinnende Mensch“ auf der Wanne, 19. Juli 1967.


Die Bronzefigur von Waldemar Grzimek (1918–1984) stellt einen nackten Mann dar, der weit nach vorne gebeugt entspannt sitzt. Der aufgestützte Kopf lässt ihn nachdenklich, kritisch reflektierend erscheinen. Die Skulptur wurde im Auftrag der Arbeiterwohlfahrt (AWO) geschaffen für ihr neues Studentenwohnheim an der Hartmeyerstraße (links im Bild). Die Bundesvorsitzende der AWO, Lotte Lembke, sprach bei der Enthüllung im Beisein des Künstlers davon, dass „die Studenten, wie überhaupt eine wachsende Zahl von Menschen mit dem kritischen Denken ernst machen müssen“. Dabei erinnerte sie an den Aufstand vom 20. Juli gegen Hitler und an die Geschwister Scholl. Die Plastik solle Bewohner und Passanten gleichermaßen zur Achtsamkeit gegenüber den Bedrohungen der Freiheit ermahnen.

Der Bildhauer und Professor Waldemar Grzimek zählt zu den bedeutendsten deutschen Künstlern der Nachkriegszeit. Seine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus spiegeln u.a. seine Plastiken in den ostdeutschen KZ-Gedenkstätten Buchenwald (1955) und Sachsenhausen (1960) wider. Seit 1961 war er auch in Westdeutschland tätig. Für ein Kunstwerk der sechziger Jahre recht früh, wurde Grzimeks Plastik schon 1990 unter Denkmalschutz gestellt.

Dies konnte jedoch den weiteren Gang der Dinge nicht aufhalten. 1990 verkaufte der Wohlfahrtsverband sein Studentenwohnheim für 2,5 Millionen Mark mitsamt dem Kunstwerk. Da die Freiplastik der bald folgenden Erweiterung des Wohnheims im Wege stand, wurde sie mit Zustimmung des Denkmalamtes 1994 in den Stadtpark von Leonberg versetzt. Das Denkmalamt bedauerte allerdings die Umsetzung, denn die Aufforderung zum Nachdenken sei konkret an die ursprünglichen Betrachter, die Tübinger Studenten, gerichtet gewesen. An ihrem neuen Ort sei die Plastik ihres Kontextes beraubt. Wie erst kürzlich bekannt wurde, ist dies der einzige Guss der Figur. Für den „Sinnenden“ hat der damals 18jährige Sohn des Bildhauers, Tomas Grzimek, Modell gesessen.

Ra



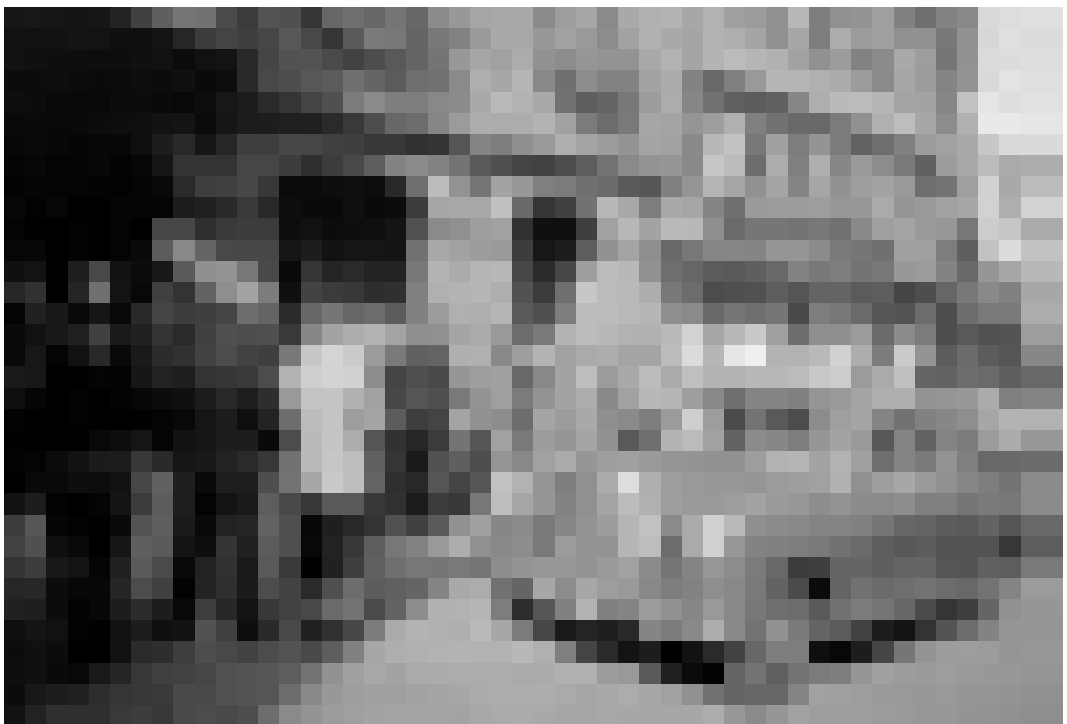
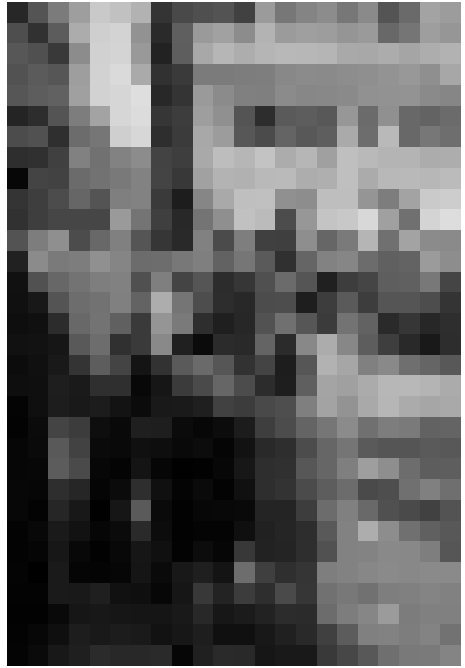
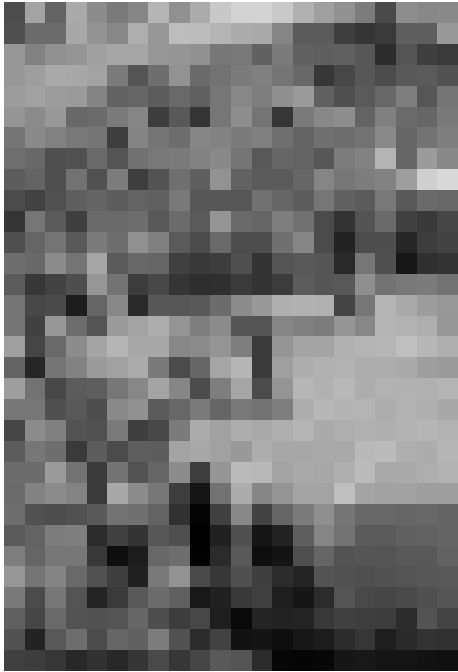


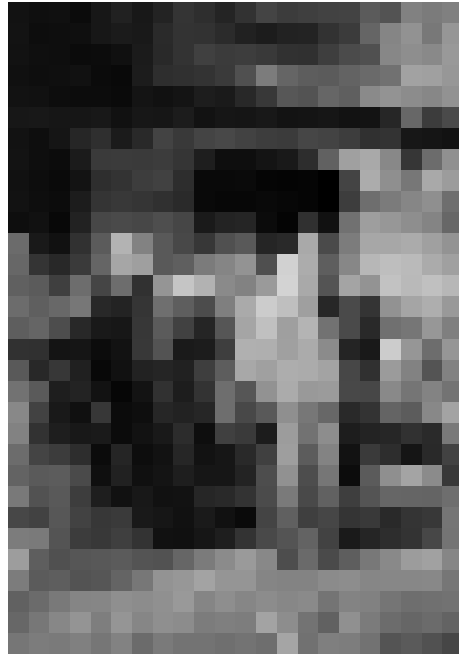
Wir dürfen nicht vergessen!

Während das Leid, das Deutschland und die Deutschen im Nationalsozialismus über Menschen und Völker gebracht hatten, nur zögerlich als Verbrechen und Schuld begriffen wurde, waren die Opfer, die der Krieg den Deutschen abgefordert hatte, vielfach öffentlich präsent und fanden verschiedene Formen des Gedenkens. Der Volkstrauertag, dessen Feierlichkeiten auf dem Tübinger Bergfriedhof stattfanden, gab der Trauer um die große Zahl der Gefallenen und Vermissten Ausdruck. Hier wurde die Forderung formuliert: „Wir dürfen nicht vergessen!“

Nach dem Krieg wurde manche fragwürdige Tradition begründet. Die Veteranen der 78. Sturmdivision, einer in Tübingen stationierten Wehrmachtseinheit, feierten Treffen auf dem Tübinger Marktplatz. Die Stadt übernahm die Patenschaft für ein Militärboot, um das Verständnis für die neue Bundesmarine zu fördern. Die Bundeswehr hatte in der Tat Probleme, den Schatten der Wehrmacht abzuschütteln und als Heer der „Staatsbürger in Uniform“ zu überzeugen. Tübinger Studenten demonstrierten gegen die Wiederbewaffnung und die allgemeine Wehrpflicht.

Während die Trümmer des Krieges rasch beiseite geräumt waren, blieben seine Spuren in den Biografien der Menschen präsent. Vertriebene aus den ehemaligen Ostgebieten mussten sich im Westen eine neue Existenz aufbauen. Spätheimkehrer, die viele Jahre in Kriegsgefangenschaft verbracht hatten, taten sich bei der Wiedereingliederung schwer. Manche der vormaligen Soldaten sollten ein Leben lang vom Krieg gezeichnet bleiben, sie hatten Gliedmaßen oder Körperfunktionen verloren. Angehörige, Mütter und Frauen der Gefallenen und Vermissten hatten mit den Lücken zu leben, die der Krieg in ihre Familien gerissen hatte.





Heimkehrerempfang für Klaus Gehring auf dem Tübinger Marktplatz,
Oktober 1953.

Noch im Frühjahr 1947 befanden sich annähernd 2.000 ehemalige Soldaten aus dem Landkreis Tübingen in französischer, englischer, amerikanischer oder russischer Gefangenschaft. In den Folgejahren wurden sie nach und nach in kleinen Gruppen in ihre Herkunftsorte entlassen. Die letzten kamen 1955 aus russischer Gefangenschaft. In dem unter bitterster Not leidenden Land hatten sie in Arbeitslagern unter menschenunwürdigen Bedingungen mehr als zehn Jahre zugebracht und viele ihrer Kameraden begraben müssen. Bundeskanzler Adenauer hatte bei einem Besuch in Moskau ihre Freilassung erwirkt.

Alfred Göhners zahlreiche Aufnahmen dokumentieren einen meist ähnlichen Ablauf der Empfänge in Tübingen, die unter reger Beteiligung der Bevölkerung stattfanden: Mit einem festlich geschmückten Wagen, dem repräsentativsten Auto der Stadt, wurden die Heimkehrer zumeist in Stuttgart abgeholt. Am Tübinger Stadtrand wurden sie von Kindern der Sophienpflege mit Gedichten, Liedern und Blumen empfangen. Zum Teil mit weiteren Zwischenhalten ging die Fahrt zum Marktplatz. Dort wartete bereits eine Ansammlung von Menschen, die durch die Zeitung und Lautsprecherwagen über den Empfang unterrichtet war. Lokalpolitiker, Vertreter des Verbands der Kriegsheimkehrer, Verwandte und Freunde begrüßten die Ankömmlinge mit Reden und Geschenken. Allein im Oktober 1955 berichtete die Lokalzeitung innerhalb von zehn Tagen von fünf Heimkehrerempfängen.

Pa



Heimkehrerfeierlichkeiten zu Ehren von Friedrich Grauer in Kusterdingen, Oktober 1955.

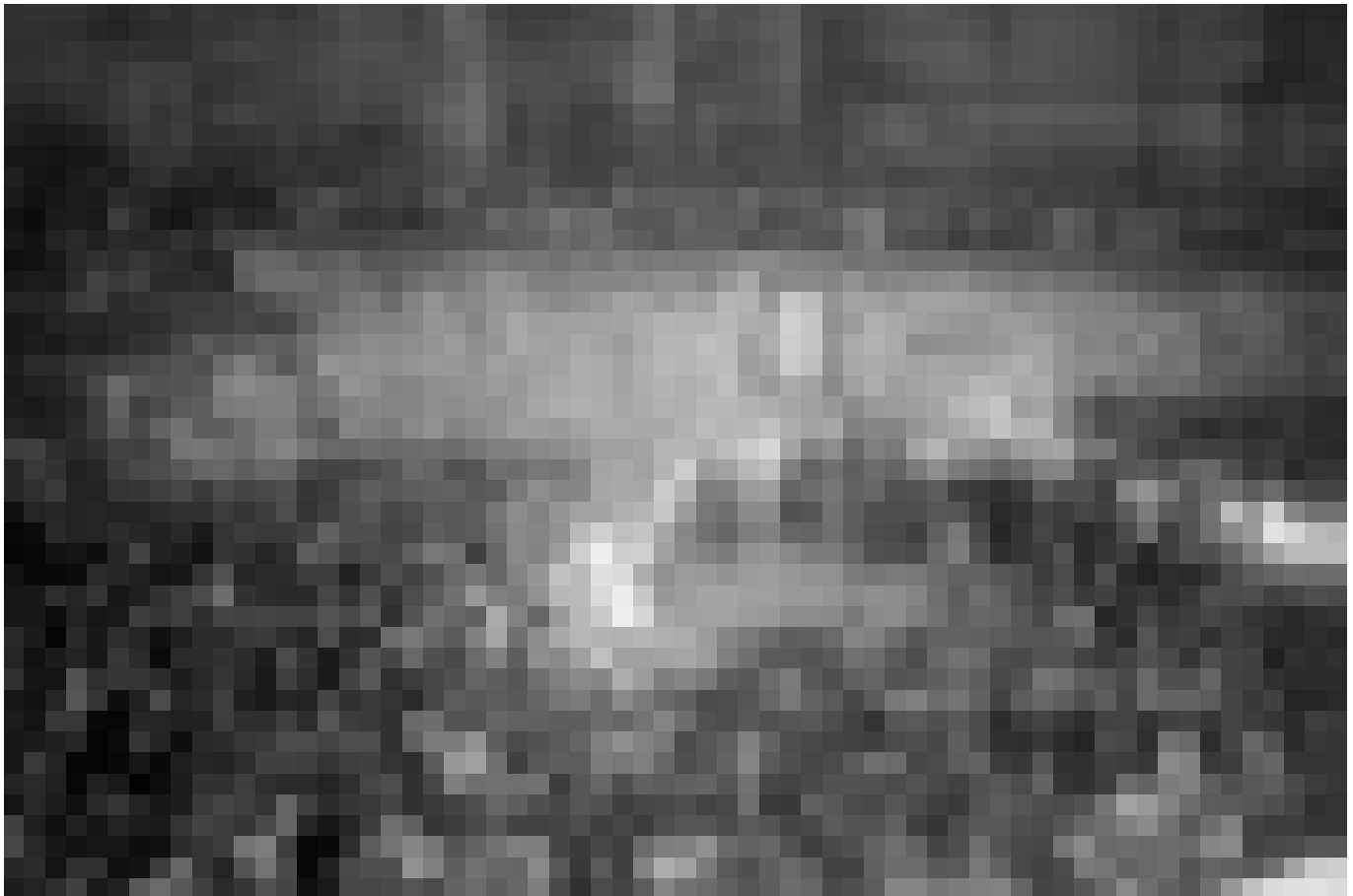
Nicht nur in Tübingen, auch in den umliegenden Orten fanden beim Eintreffen von Heimkehrern spontan Empfänge statt, wie hier bei der Ankunft von Friedrich Grauer in Kusterdingen. Alfred Göhner ging für das hier abgebildete Foto ungewöhnlich nahe an die Personen heran und beließ es nicht beim üblichen fotografischen Überblick. Den Frauen ist das bange Warten ins Gesicht geschrieben, eine wischt sich Tränen von den Augen. Starke Emotionen wurden, von dieser Aufnahme abgesehen, normalerweise von Alfred Göhner nicht im Foto festgehalten.

Tatsächlich entfachten die Reportageaufnahmen des Fotografen Ernst Haas, der bei der Ankunft von Kriegsheimkehrern am Wiener Südbahnhof 1947 den Emotionen nachspürte, eine Diskussion über die Grenzen des Fotojournalismus. Kritiker bezeichneten den Fotografen als schamlos. Dies gibt einen Hinweis darauf, wie sensibel Menschen auf dieses Thema in seiner fotografischen Darstellung in den Nachkriegsjahren reagierten. Die hier gezeigte Fotografie Alfred Göhners wurde nicht veröffentlicht. Menschen, denen Emotionen anzusehen waren, wurden von der Tübinger Lokalzeitung nicht im Bild gezeigt, davon wurde lediglich im Zeitungstext andeutungsweise berichtet. Pa

Nächtliches Gedenken vor der Heimkehrertafel am Holzmarkt, 27. November 1955.

Am 4. Mai 1951 war am Tübinger Holzmarkt eine Gedenktafel angebracht worden. Sie sollte an jene deutschen Kriegsgefangenen erinnern, die sich „im 7. Jahr nach Ende des Krieges“ immer noch in russischer Kriegsgefangenschaft befanden. „Wir warten auf Euch“, lautete die Inschrift. Darunter waren anfangs 52, später 59 Namen verzeichnet. Die Tafel sollte „so lange angebracht bleiben, bis alle Gefangenen heimgekehrt sind bzw. bis über deren Schicksal völlige Klarheit besteht“. In den folgenden Jahren entwickelte sich der Brauch, die Namen heimgekehrter Kriegsgefangener feierlich zu löschen. Die Einträge wurden durchgestrichen und das Heimkehrdatum beigefügt. Eine derartige Veranstaltung zeigt die Abbildung.

1953 wurde das „bisherige Provisorium“ durch eine neue Gedenktafel ersetzt, die nun auch die Namen von Otto Abetz und Eugen Steimle enthielt. Diese beiden waren allerdings verurteilte Kriegsverbrecher. Sie befanden sich nicht etwa in russischen Arbeitslagern, sondern in Gefängnissen der alliierten Siegermächte! Steimle (1909–1987) war in Nürnberg zum Tode durch den Strang verurteilt worden. Das Gericht stellte fest, dass unter seiner Führung 1941 mindestens 500 Menschen ermordet worden waren. Otto Abetz (1903–1958) war nach der Besetzung Frankreichs deutscher Botschafter in Paris geworden. Er war in die „Endlösung“ nicht nur eingeweiht, sondern wirkte aktiv an der Ermordung der französischen Juden mit. Die Aufnahme von zwei Kriegsverbrechern auf die Gedenktafel war kein Versehen. Beide Fälle waren damals in der Öffentlichkeit bekannt, gerieten jedoch später in Vergessenheit. Nach dem (Wieder-) Bekanntwerden der Zusammenhänge wurde die Tafel 2003 entfernt und im Tübinger Stadtmuseum aufgestellt, als Beispiel für den bemerkenswerten Wandel in der Kultur des Erinnerns nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Nennung zweier Kriegsverbrecher in diesem Zusammenhang ist weder der Öffentlichkeit noch den Opfern des Nationalsozialismus zuzumuten. Ra

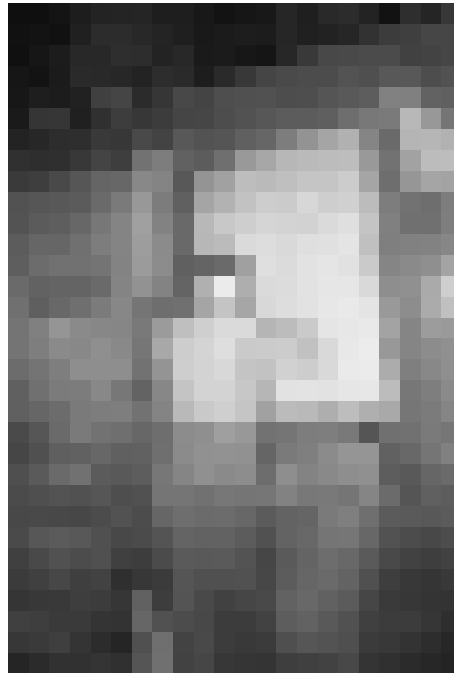




Heimkehrertafel am Holzmarkt. Der Name des letzten Heimkehrers wird gelöscht, 8. Dezember 1956.

Im Dezember 1956 fand das letzte Mal eine feierliche Namenslöschung auf der Tafel an der Stiftskirchenmauer statt (siehe auch Abbildung S. 35). Trotz des unfreundlichen Wetters hatte sich eine größere Menschenmenge auf dem Holzmarkt versammelt. Danach waren allerdings immer noch sieben Fälle ungeklärt. Es handelte sich um vermisste Wehrmachtssoldaten, deren Schicksal unbekannt blieb.

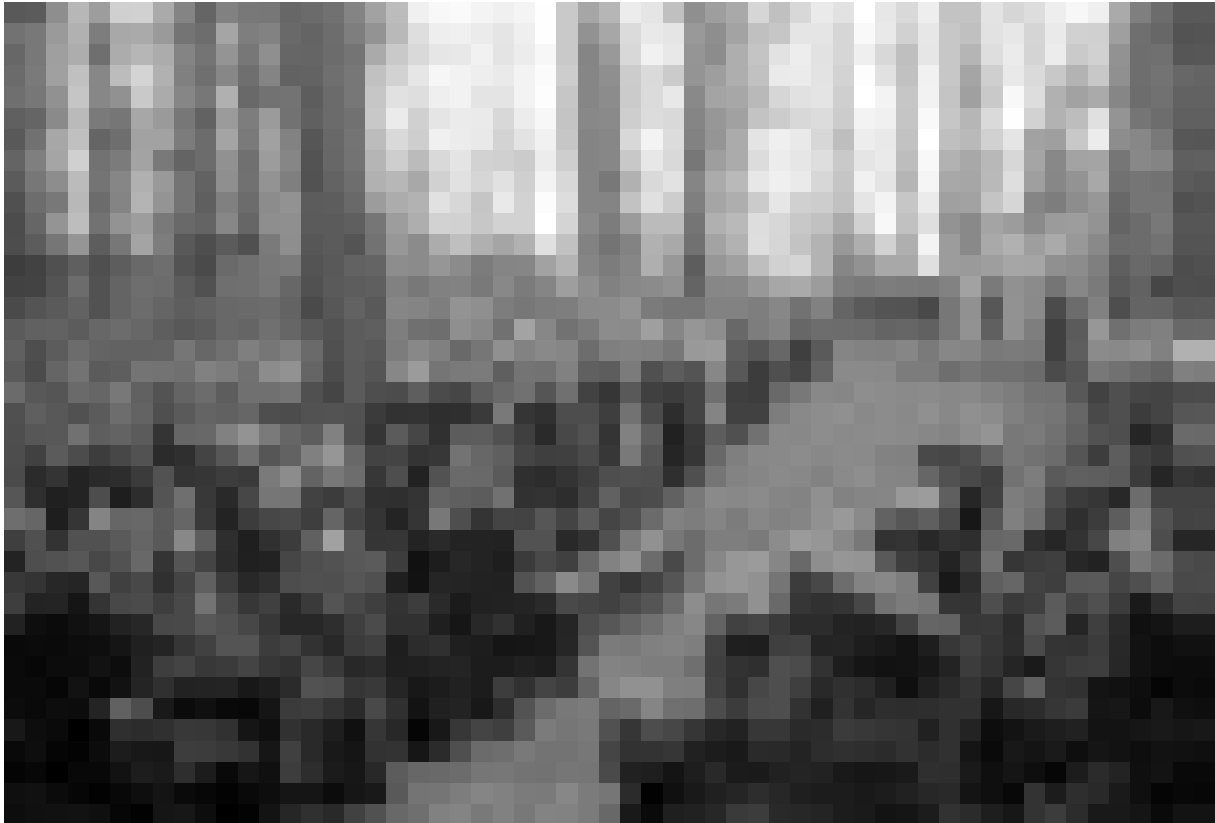
Ra



Veteranentreffen der 78. Infanterie- und Sturmdivision auf dem Marktplatz, 10. Oktober 1959.

Die Bildaufteilung ist klar, die Gliederung dem quasi militärischen Anlass entsprechend streng. Heute fällt es schwer, sich vorzustellen, wie stark über mehr als ein Jahrhundert Militär, Veteranen und Veteranentreffen die Stadt und das Stadtbild prägten. Zwischen 1952 und 1991 fanden in Tübingen regelmäßig Veteranentreffen der 78. Infanterie- und Sturmdivision (1939–1945) statt, die 1939 u.a. in Tübingen aufgestellt worden war. An den ersten Treffen nahmen noch tausende Veteranen teil. Anlässlich des vierten „Divisionstreffens“, an dem mehr als 4.000 Teilnehmer gezählt wurden, entstand die abgebildete Fotografie von Alfred Göhner. Auf dem Marktplatz beschworen mehrere Redner den Wert der militärischen Tradition und gedachten der Gefallenen. Oberbürgermeister Hans Gmelin erklärte, die „alten Soldaten“ unterstützten alle Anstrengungen, „Kriege als Form menschlicher Auseinandersetzung abzuschaffen.“ Den Abschluss der Versammlung bildete der Große Zapfenstreich. Höhepunkt des Veteranentreffens 1959 war die Enthüllung eines Divisionsgedenksteins im Beisein eines Ehrenzugs der kurz zuvor gegründeten Bundeswehr. Oberbürgermeister Gmelin, bis 1941 selbst Angehöriger der Division (Leutnant) und ab 1964 Vorsitzender der Veteranenvereinigung, übernahm anschließend den Stein „in die Obhut der Stadt“. An dem Denkmal auf der Neckarinsel legten „Kameradenhilfswerk“ und Stadt bis Ende der neunziger Jahre zum Volkstrauertag Kränze nieder. Die Greuelthaten, die die Division in der Sowjetunion verübt hatte, sind in Tübingen erst seit gut zehn Jahren bekannt. Im Januar 1942 hatte die Division westlich von Moskau etliche Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, und Anfang 1944 hatte sie die Bevölkerung eines weißrussischen Dorfes gezwungen, verminte Wege „abzutrapeln“. Auch an der Verschleppung weißrussischer Kinder zum „Reichseinsatz“ (Zwangsarbeit) war sie beteiligt gewesen.

Rü





Vorhergehende Seiten:

Volkstrauertag auf dem Bergfriedhof Tübingen, 14. November 1954.

Dicht gedrängt stehen und sitzen Tübinger als „große Trauergemeinde“, um im Jahr 1954 den Opfern der beiden Weltkriege zu gedenken. „Wir dürfen nicht vergessen!“ lautete die Schlagzeile, die das Schwäbische Tagblatt anderntags für die „eindrucksvolle Gedenkfeier“ druckte. Als Ort für das Gedenken an die Opfer des Zweiten Weltkriegs nahm der am Rande der Stadt gelegene Bergfriedhof eine zentrale Rolle ein. Dort waren 1952 drei Kreuze als schlichtes Mahnmal errichtet worden, das jedoch vielen bald nicht mehr genügte. 1957, nachdem etliche umliegende Gemeinden neu gestaltete Gedenkstätten erhalten hatten, entschloss man sich schließlich einen Wettbewerb für die Neugestaltung des Denkmals auszuloben. Drei der eingesandten Entwürfe wurden in die engere Auswahl genommen. Obwohl „Der Stürzende“ von Ugge Bärtle in der Bevölkerung favorisiert wurde, setzte sich bei der Jury „Die Trauernde“ von Professor Hans Wimmer, München, durch. Keiner der Entwürfe wurde jedoch realisiert. Man hatte sich in der öffentlich geführten Debatte derart entzweit, dass eine einvernehmliche Lösung nicht mehr möglich war. 1962 wurde statt einer aufwändigen Plastik nur eine schlichte Gedenkplatte eingeweiht. Ihr Text lautete: „Den Toten zur Ehr – uns zur Mahnung.“ Damit hatte, wie die Lokalzeitung schrieb, das „viel beredete Tübinger Mahnmal seine Gestalt gefunden“.

Die langjährige Auseinandersetzung um das „richtige“ Gedenken zeigt die Schwierigkeiten der Nachkriegsjahrzehnte, die NS-Diktatur und den Zweiten Weltkrieg einzuordnen und zu einer Kultur des Erinnerns zu gelangen. Pa

Auf einem Grab im Schönbuch, in dem ein junger gefallener Soldat ruht, legt eine Frau Blumen nieder, November 1956.

Am 19. April 1945, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, erlag der Soldat Viktor Wagner auf dem Weg von Hildrizhausen nach Herrenberg den Kopfverletzungen, die er bei einem Gefecht seiner Einheit mit den einrückenden Franzosen erlitten hatte. In aller Eile wurde der Leichnam an Ort und Stelle auf einer Wiese im Schönbuch beerdigt. Ein Birkenkreuz und sein Helm kennzeichneten die letzte Ruhestätte des Soldaten. Viktor Wagner war erst 19 Jahre alt, als er starb. Nachdem er in Würzburg bei der Luftabwehr eingesetzt worden war, wurde er im März 1945 an die Front geschickt, an der er nach einem Monat fiel.

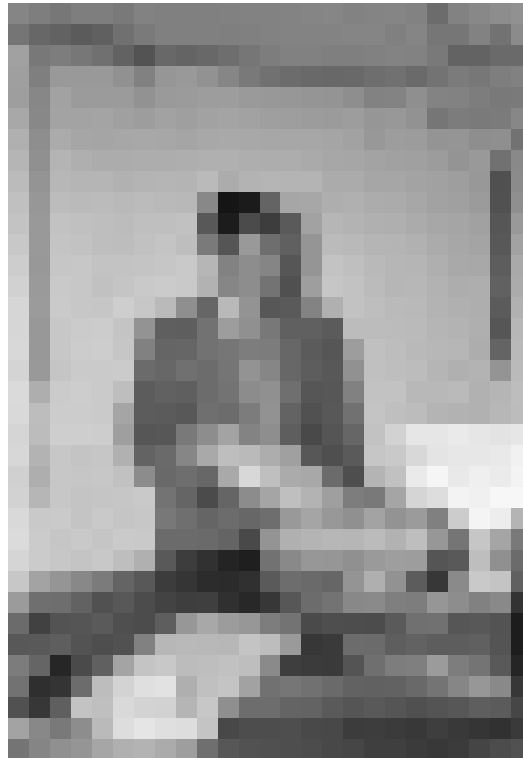
Sein Grab wurde von Menschen der umliegenden Orte Hildrizhausen, Breitenholz und Hagelloch eingefasst, hin und wieder mit einem neuen Kreuz versehen und gepflegt. Fernab von Mahnmalen und Gedenkstätten war ihnen dies ein Ort der Trauer um Angehörige, die im Krieg ums Leben gekommen waren und deren letzte Ruhestätten weit weg oder an unbekanntem Orten lagen. Besonders Frauen, denen der Krieg Angehörige genommen hatte, nahmen sich um das Grab an, in der Hoffnung, jemand würde sich um das Grab ihrer Angehörigen kümmern.

Im November 1956 in der Lokalzeitung abgedruckt, steht das Foto vom Soldatengrab im Schönbuch für das unbeschreibliche Leid des Krieges. Die Bedrohung durch einen erneuten Krieg auf europäischen Boden blieb durch die Ungarnkrise und die Spannungen zwischen den Mächten des Kalten Krieges akut. Pa

Anton Muff, der bei einem Arbeitsunfall beide Hände verloren hatte, gewann durch die Spaltung der Unterarme seine Arbeitsfähigkeit wieder, Weihnachten 1954.

Während das Leben für die Kriegsheimkehrer allmählich seinen alltäglichen Gang nahm, blieben jene auffällig, die im Krieg Gliedmaßen oder Körperfunktionen eingebüßt hatten: die Versehrten. Die ersten Fotoreihen Alfred Göhners über diese Menschen zeigen einen „Ohnhänder“, einen Mann, der beide Hände verloren hatte. Die Lokalredaktion wählte für die Veröffentlichung ein Bild, das den Versehrten zeigt, wie er mit einer Feile arbeitet. Dieses Bild sollte Arbeitswillen und Leistungsfähigkeit dokumentieren und die zentrale Aussage des Zeitungsberichtes untermauern: Der Versehrte sei in seinem Betrieb „ein vollwertiger Arbeiter, der seine Aufgabe so gut erfüllt wie jeder andere“. Die beschwerliche Lebenssituation des „Ohnhänders“ wird dabei nahezu negiert, um den körperlich schwer behinderten Mann als arbeitsames, willensstarkes Vorbild für andere Versehrte darzustellen: „Mitleid ist ihnen am meisten zuwider, sie wollen kein Wesen aus ihrem Unglück gemacht haben, sie sind dankbar dafür, wenn man von ihnen dasselbe erwartet wie von einem unversehrten Menschen.“ Der ungebrochene Wille des „Ohnhänders“ wird als ein erhebendes Beispiel formuliert, das, zu Weihnachten veröffentlicht, sicherlich andere ermutigen sollte. Die Leistung des Versehrten galt es zu würdigen, jedoch fällt auf, dass die Schicksale derjenigen Versehrten verschwiegen werden, die im Kampf um ihre Existenz zu scheitern drohten. Sie wurden in den ersten Nachkriegsjahren als Bettler auf der Straße als lästig empfunden, aber geduldet und waren eine unliebsame Erinnerung an den Krieg. Über diese Versehrten wurde kaum berichtet und sie erhielten selbstverständlich keine Würdigung durch ein Zeitungsbild. Pa





Viktor Ackel, ein Versehrter, der im Krieg beide Hände verloren hat, präsentiert als Wäschefabrikant eines seiner Produkte, Dezember 1955.

Wie Anton Muff (vorangegangene Abbildung) war auch Viktor Ackel „Ohnhänder“. Kurz vor Kriegsende hatte er als Jagdflieger beide Hände verloren. Nach französischer Gefangenschaft und einem Klinikaufenthalt in Tübingen hatte der Sudetendeutsche eine kaufmännische Ausbildung in Reutlingen absolviert und einen kleinen Nähbetrieb in Tübingen aufgebaut. Die Nähstube wurde innerhalb weniger Jahre zur florierenden Wäschefabrik, die bereits 1955 einige Dutzend Mitarbeiter beschäftigte. Viktor Ackel setzte später mit seinen Hemdenkreationen modische Maßstäbe und trat als Sponsor verschiedener Sportgroßveranstaltungen auf.

Ohne die Informationen des Zeitungsberichts wäre die Versehrtheit dem Fotografierten auf dem Bild nicht anzusehen. Die Armstümpfe sind auf diesem Foto kaum zu sehen. Sie verschwinden unter den Ärmeln der Jacke, die Ackel trägt, und unter dem Hemd, das er als Wäschefabrikant präsentiert. Obwohl sie die Hände nicht zeigte, titelte die Lokalzeitung „Ein Mann gewinnt seine Hände zurück“. Dahinter mag der Versuch stehen, den Versehrten möglichst „unversehrt“ und als „normalen“ arbeitenden Menschen zu zeigen. Vielleicht wollte man den Lesern, anders als bei der Aufnahme von Anton Muff ein Jahr vorher, den Anblick der versehrten Unterarme auch ersparen oder der Fotografierte wollte sich selbst so präsentieren.

Wie es auch immer zu dieser Bildlösung kam, deutlich wird erneut, dass gesellschaftliche Anerkennung für Versehrte in Form von Zeitungsbericht und Zeitungsbild vor allem über die Arbeitswilligkeit und den beruflichen Erfolg zu erzielen war. Pa



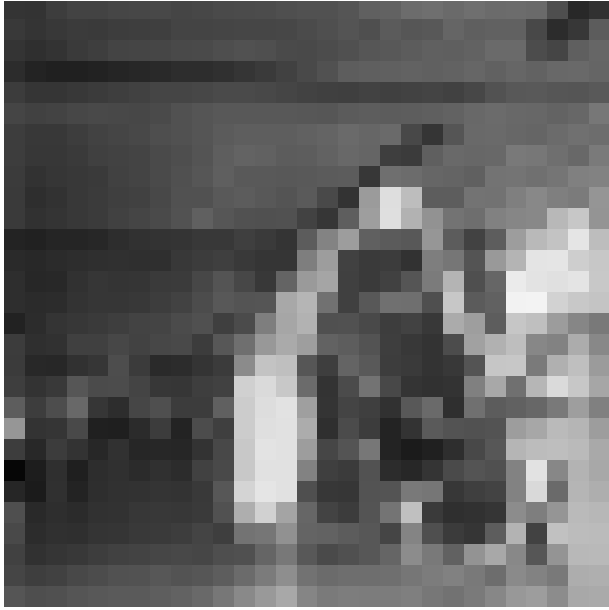
Rehabilitationsmaßnahmen im Hirnverletzten-Krankenhaus, September 1955.

Versehrte mit Verletzungen des Gehirns hatten oft mit Sprachstörungen zu kämpfen. Im Tübinger Hirnverletzten-Krankenhaus auf dem Sand versuchte man mit logopädischen Methoden die Sprachfehler der Versehrten zu korrigieren. Das Bild zeigt, wie ein Arzt die Artikulation einzelner Silben mit den Patienten einübt.

Hirnverletzte mussten häufig langjährig betreut werden, da Komplikationen, wie Ohnmachten oder epileptische Anfälle, manchmal erst nach Jahren auftraten. Außerdem sah es das Krankenhaus als seine Aufgabe an, den Patienten bei der Wiedereingliederung in ein Arbeitsleben zu helfen.

1945 war ein Versorgungskrankenhaus für Schwerekriegsbeschädigte in der ehemaligen Reichssanitätsschule in der Nähe der Altstadt eröffnet worden. Ein Jahr später bezog es die Räume des ehemaligen Standortlazaretts auf dem Sand, das außerhalb des Stadtkerns in ruhiger Umgebung gelegen war und mehr Platz bot. Im Versorgungskrankenhaus wurden Patienten mit Kriegsverletzungen verschiedenster Art gepflegt. Allein in Württemberg-Hohenzollern zählte man über 14.000 Opfer des Krieges, die orthopädisch zu versorgen waren, darunter 4.200 Beinamputierte und 1.250 Armamputierte. Das Hirnverletzten-Krankenhaus war im Gebäude des Versorgungskrankenhauses untergebracht und war in den fünfziger Jahren eines von drei Krankenhäusern dieser Art in Westdeutschland. Es hatte 12.000 Hirnverletzte in Südwestdeutschland zu versorgen.

Pa



Spielszene bei einem Sitzballspiel, einer Versehrtensportart, März 1963.

Sport wirkte auch für Versehrte integrativ. Soweit möglich, übten sie sich in verschiedenen Sportarten, wie dem Turnen oder Schwimmen. Besonderer Beliebtheit erfreute sich in den fünfziger und sechziger Jahren bei Versehrten das Faustballspiel. Ähnlich dem Volleyballspiel treten dabei zwei Mannschaften gegeneinander an, die sich in einem durch eine gespannte Schnur getrennten Spielfeld gegenüberstehen.

Für beinamputierte Versehrte wurde Faustball abgewandelt und im Sitzen gespielt; diese Variation wurde „Sitzball“ genannt. Das Foto Alfred Göhners zeigt die Spieler bei vollem Einsatz an der Schnur. Der Schlagwechsel wird von Spielern einer Cannstatter und einer Ebinger Mannschaft durchgeführt, die 1963 am Tübinger Sitzballturnier teilnahmen.

Über Jahre hinweg wurden regionale Sportveranstaltungen der Versehrten hier durchgeführt, wie Faustball- und Sitzballturniere oder das Württembergische Versehrten sportfest. Dabei traten Mannschaften der Tübinger Sport-Gemeinschaft immer wieder siegreich hervor, so stiegen die Tübinger Sitzballer 1969 in die Württembergische Liga auf. Allerdings erhielten die Veranstaltungen von Versehrten sportlern nicht die gleiche Aufmerksamkeit wie andere Sportveranstaltungen, sowohl was das Publikumsinteresse anlangt, als auch was die Häufigkeit und den Umfang der Berichterstattung angeht. Pa

Studentische Demonstration gegen die Einführung der Wehrpflicht,
3. Juli 1956.

Eine größere Anzahl von Tübinger Studenten wandte sich im Juli 1956 gegen die Einführung der Wehrpflicht und ging dafür auf die Straße. Elf Jahre nach dem Krieg hatten sie kein Verständnis für die neue westdeutsche Armee. Viele sahen in ihr eine Provokation, die die Spannungen zwischen West und Ost verschärfen könnte. Eine Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten sahen sie dadurch in weite Ferne rücken.

Während das Foto das Ereignis schlicht dokumentierte, war die Berichterstattung nicht um Neutralität bemüht. Im Stil der Beweisaufnahme wurde das Geschehen geschildert: Was sind das für Leute, „die sich für so etwas hergeben?“ Der Berichtstatter vermutete geheime Geldgeber: „Woher haben die armen Studenten bloß das



viele Geld? Für die Plakate? Für die Zeitungsannonce?“. Letztlich musste der Leser den Eindruck gewinnen, dass hier eine fünfte Kolonne Moskaus marschierte. Im Hintergrund wurde die Demonstration von Sicherheitskräften observiert: „Polizei mit Regenschutz über der Mütze diskret im Hintergrund. Kriminalbeamte im Zivil.“ Einzelne Studentengruppen distanzieren sich von der Demonstration, weil sie befürchteten, Kundgebungen dieser Art könnten von der Propaganda in der sowjetisch besetzten Zone als Zeichen dafür missinterpretiert werden, dass „Kreise der westdeutschen Bevölkerung“ sich „gegen die Entscheidungen ihrer demokratischen Institutionen wenden“.

Am 21. Juli 1956 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Noch im selben Jahr wurden die ersten Wehrdienstleistenden eingezogen.

Pa

Bundeswehrsoldaten zu Gast bei den französischen Streitkräften in Tübingen, September 1965.

Ein Teil der 3. Kompanie des Panzergrenadierbataillons der Bundeswehr aus Althausen bei Münster war im September 1965 zu Gast beim 24. Jägerregiment der französischen Streitkräfte, gleichzeitig waren französische Soldaten nach Münster gereist. Die Soldaten nahmen an gemeinsamen Manövern teil. Der Austausch von Truppen und gemeinsame Wehrübungen der ehemaligen Kriegsgegner fanden in den folgenden Jahren immer wieder statt.

Nach jahrelangen Debatten um die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik, die auch in Tübingen ihren Widerhall fanden, hatten die Tübinger Ende der fünfziger Jahre erstmals wieder deutsche Soldaten zu Gesicht bekommen. So marschierten beispielsweise im Sommer 1957 Soldaten aus der Fliegerhorstkaserne in Böblingen durch die Straßen der Stadt. 1960 und 1966 bemühte sich die Bundeswehr mit Wanderausstellungen wie „Unser Heer“ oder „Unsere Luftwaffe“ (1965) auch die Tübinger Bevölkerung von den Aufgaben der Bundeswehr zu überzeugen und Informationen für Wehrpflichtige zu bieten.

Pa



Matrosen des Küstenminensuchboots „Tübingen“ zu Besuch im Tübinger Rathaus, August 1967.

1957 übernahm Tübingen die Patenschaft für ein Küstenminensuchboot der Bundesmarine. Damit entsprach die Stadt einem Vorschlag, den Vizeadmiral Friedrich Ruge als Inspekteur der Bundesmarine gemacht hatte. Man wollte das Verständnis für die Marine in der Bevölkerung fördern. Das Patenschaftsverhältnis wurde durch regelmäßige Besuche gepflegt, wobei Matrosen zu Empfängen ins Rathaus gebeten wurden, so zum Beispiel beim zehnjährigen Bestehen der Patenschaft 1967. Umgekehrt wurden gelegentlich Vertreter der Stadt zu verschiedenen Anlässen nach Bremerhaven, in den Heimathafen der „Tübingen“ eingeladen. Doch nicht allein die Stadt, auch die Marinekameradschaft Tübingen, eine Vereinigung ehemaliger Marinesoldaten, setzte sich aktiv für die Pflege des Patenschaftsverhältnisses ein. Die Patenschaft bestand bis 1997. Nach der Überwindung des Ost-West-Konflikts hatte die „Tübingen“ ihre militärische Aufgabe erfüllt und wurde von der Marine veräußert. Stadträte, die es nicht für angebracht hielten, die Aufgaben des Militärs mit einer Patenschaft von städtischer Seite öffentlich zu unterstützen, hatten jahrelang vergeblich die Forderung aufgestellt, die Patenschaft zu kündigen. Pa





Freiwilliges Soziales Jahr beim Internationalen Bund für Sozialarbeit, 1965.

Eine Klasse Schwesternhelferinnen, die beim Internationalen Bund für Sozialarbeit ein Freiwilliges Soziales Jahr ableisten, sitzt im Unterricht.

Mit der Idee, ehemalige Hitler-Jugend-Führer um sich zu sammeln und sich mit ihnen um die zahlreichen heimatlosen Jugendlichen zu kümmern, hatte der ehemalige HJ-Führer Heinrich Hartmann den Leiter der Abteilung Jugend und Sport der französischen Militärregierung Henri Humblot überzeugt und den Internationalen Bund unter der Beteiligung der französischen Militärregierung sowie mit der Unterstützung von Carlo Schmid 1948 gegründet. So gelang es Hartmann und seinen „Kollegen“ einer Internierung im Zuge der Entnazifizierung zu entgehen.

In den ersten Jahren war die Arbeit des Internationalen Bundes vor allem durch freiwillige Arbeitslager charakterisiert, die auch einer demokratischen Erziehung der Jugendlichen dienen sollten. Wenig später kamen Aus- und Weiterbildungsangebote dazu, die vor allem auf die Integration von Vertriebenen ausgerichtet war. Das Freiwillige Soziale Jahr für junge Frauen, das bald auch vom Internationalen Bund angeboten wurde, stellte ein Pendant zum Wehrdienst dar; mittlerweile können auch Männer dieses Jahr absolvieren.

Pa



Durchgangslager für Vertriebene in Hechingen, Februar 1953.

Nachdem sich die Befehlshaber der französischen Besatzungsmacht im Südwesten lange gegen die Aufnahme von Flüchtlingen aus den ehemaligen Ostgebieten gewehrt hatten, stimmte der Militärgouverneur Pierre Koenig 1949 der Aufnahme von Kriegsflüchtlingen und Heimatvertriebenen in größerem Umfang zu. Ende der vierziger Jahre betrug der Anteil der Flüchtlinge im Landkreis nur etwa 10 Prozent; im Verlauf der fünfziger Jahre stieg er auf fast 17 Prozent der Gesamtbevölkerung. Zur ersten Versorgung der Vertriebenen wurden Durchgangslager wie das in Hechingen errichtet.

1953, nachdem das Hechinger Lager schon ein paar Jahre bestand, berichtete die Zeitung in Wort und Bild von der Einrichtung. Das Bild zeigt die Lagersituation aus einiger Entfernung: Männer stehen als Gruppe beisammen, an der Seite und am Horizont reihen sich die Baracken. Das Foto zeigt keine spezifischen Wohnverhältnisse oder einzelne Personen im Porträt. Auch der Zeitungstext bleibt eher allgemein. Obwohl das Durchgangslager, wie der Zeitungstext selbst anmerkt, auch in Tübingen bekannt war, schreibt der Journalist merkwürdigerweise, dass sich das Lager „im Kreis H.“ befände. Eine konkrete Darstellung der Lebenssituation im Lager und einzelner Schicksale in Wort und Bild scheint die Zeitung zu dieser Zeit zu scheuen. Pa



Wohnraum einer Baracke im Hechinger Lager, August 1961.

Bis in die sechziger Jahre gab es Übergangslager für Flüchtlinge aus den Ostgebieten und der Deutschen Demokratischen Republik. Nachdem Alfred Göhner bei seinen ersten Aufnahmen im Hechinger Lager die Baracken nur von außen und die Menschen mit großem Abstand fotografiert hatte (vorhergehendes Bild), zeigte er mit diesem Foto Jahre später eine Wohnsituation in einer Baracke. Das Bild dient als Beleg der im Text geschilderten, auf das Äußerste eingeschränkten Lebensumstände einer Familie, die aus der DDR geflohen war.

Nach den ersten Zeitungsartikeln zu Beginn der fünfziger Jahre wurde regelmäßig vom Hechinger Lager in Wort und Bild berichtet, meist als Weihnachtsthema. Dabei wurde auf die schwierige Wohnsituation hingewiesen und zu Spenden aufgerufen oder die Mildtätigkeit der Tübinger geschildert. Evakuierte oder ehemalige Zwangsarbeiter, so genannte Displaced Persons, fotografierte Alfred Göhner nicht. Sie erscheinen in der Zeitung lediglich als Ziffern in den Bevölkerungsstatistiken. **B**



Sudetendeutsche im neuen Eigenheim, August 1957.

Eine Frau und ein Mädchen stehen in schicken Sommerkleidern auf einem Balkon und beschäftigen sich mit den Pflanzen: Dieses Bild lässt kein Vertriebenenschicksal vermuten. Weit weg von beengten Wohnverhältnissen im Durchgangslager könnte dieses Bild schon fast Werbung für das moderne Eigenheim machen. Tatsächlich vergingen nur wenige Jahre, bis sich die Vertriebenen in Tübingen eine Existenz aufgebaut hatten. Im Sommer 1957 bringt die lokale Tageszeitung eine Serie, in der sie eine Reihe von Flüchtlingen vorstellt und schildert, wie es ihnen gelang, hier Fuß zu fassen. Der Erfolg, „es geschafft zu haben“, das Lagerleben hinter sich gelassen zu haben und damit dem Staat nicht mehr zur Last zu fallen, wurde mit Zeitungsbildern und einer ausführlichen Berichterstattung gewürdigt.

Auch wenn die Pommern, Siebenbürger und Sudetendeutschen hier eine Wohnung und ihr Auskommen gefunden hatten, sollten ihnen manche Dinge fremd bleiben. Die Unterschiedlichkeit der Mundarten wurde als Hindernis empfunden und manche schwäbischen Essgewohnheiten muteten die Vertriebenen auch nach Jahren noch seltsam an. Es wurde zwar bedauert, die alte Heimat verloren zu haben und den Kindern die eigene Sprache und Kultur kaum mehr vermitteln zu können, trotzdem stellte eine Rückkehr unter den sich verfestigenden politischen Verhältnissen keine Alternative dar.

Pa



Tübinger Heimatabend der Vertriebenen, Oktober 1963.

Vor den Flaggen der „verlorenen“ Ostgebiete und vor den Fahnen der ostdeutschen Regionen präsentierte der Sing- und Volkstanzkreis der Evangelischen Jugend Tübingen-Lustnau einen Tanz. Wie etliche andere Gruppen Tübingens brachte sich dieser Kreis bei der Tübinger Feier zum Tag der Heimat ein.

Der Tag der Heimat geht auf eine Kundgebung in Stuttgart im August 1950 zurück, bei der die Charta der deutschen Heimatvertriebenen verkündet wurde. Seitdem wird er als bundesdeutscher Gedenktag am zweiten Sonntag im September begangen. In Tübingen nahm man sich die Freiheit ihn einige Wochen später zu begehen. Während heute das Gedenken an die Vertreibung zentraler Inhalt der Feier ist, waren in den fünfziger und sechziger Jahren auch andere Themen präsent. Manche Redner forderten die verlorenen Gebiete zurück, andere riefen dazu auf, für die Wiedervereinigung einzustehen und die Teilung Deutschlands nicht hinzunehmen. Als Vision wurde auch vielfach ein geeintes Europa formuliert.

Dabei war der Tag der Heimat nicht nur Plattform für politische Argumente. Er gab den Vertriebenengruppen Gelegenheit Brauchtum in Liedern, Gedichten, Tänzen und Theaterstücken zu pflegen und zu präsentieren. Dabei fällt auf, dass in Tübingen auch sehr viele hiesige Gruppen bei der Gestaltung der Feierlichkeiten mitgewirkt haben und die Heimatabende als gemeinsame Angelegenheit von Vertriebenen und „Verbliebenen“ gesehen wurde. Gegen Ende der sechziger Jahre vererbte in Tübingen das Interesse an den Feiern zum Tag der Heimat.

Pa

Ausstellung „Der deutsche Osten“ im Rittersaal von Schloss Hohentübingen, September 1955.

Von den Wänden des Rittersaales grüßten die Wappen von Schlesien, Ostpreußen und anderen verlorenen Ostgebieten. Sie sollten unterstreichen, „dass jene Gebiete auch heute noch deutsches Land sind, auf das wir als Volk Anspruch erheben“, wie Alfred Leucht im Schwäbischen Tagblatt formulierte. Zwei verlorene Weltkriege hätten „eine tausendjährige Aufbauarbeit im Osten vernichtet“, lautete sein Fazit, das er schon in der Schlagzeile seines Artikels mitteilte. Wer die Kriege begonnen und was im Grunde die Ursache der Vertreibung gewesen war, ließ er allerdings unerwähnt. Die Wanderausstellung „Der deutsche Osten“ unterrichtete Einheimische wie Vertriebene über deren alte Heimat und informierte über Geografie, Wirtschaft, Bevölkerung, Kultur- und Geistesgeschichte. Dabei wurde immer wieder ermahnt, das Vergangene nicht zu vergessen. Auch der schwierige Anfang für die Vertriebenen im Westen wurde thematisiert. Wider Willen seien sie als Flüchtlinge nach Westdeutschland gekommen und widerwillig seien sie hier aufgenommen worden. Erst allmählich sei die Bereitschaft zur Aufnahme und der Wille zur Eingliederung gewachsen.

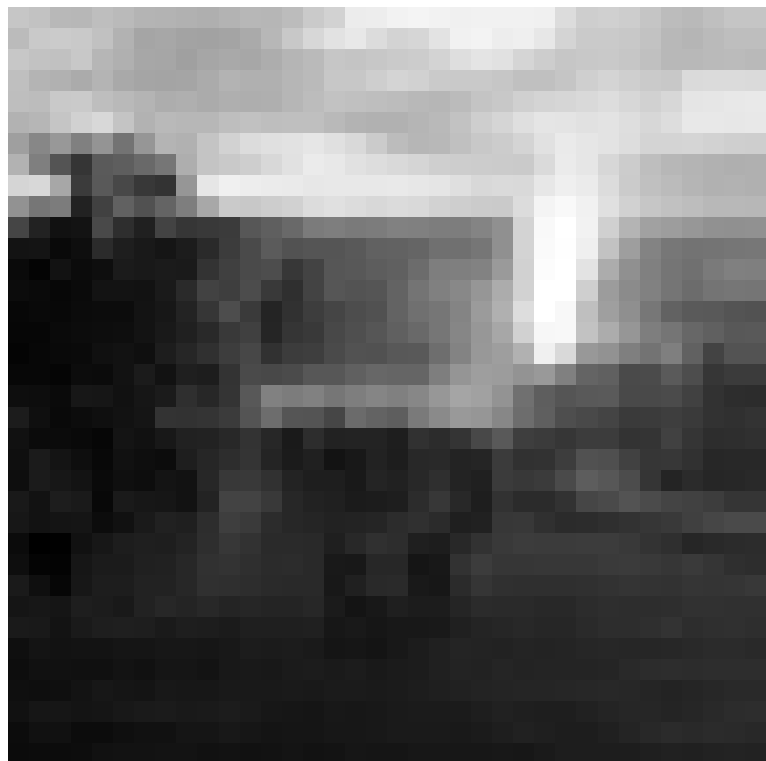
Die Ausstellung war keine isolierte Veranstaltung. Auch auf anderen Wegen wurde das Anliegen der Vertriebenen kommuniziert. So brachte das Schwäbische Tagblatt Mitte der fünfziger Jahre monatlich die Serie „Die alte Heimat“. Die ganzseitigen Artikel enthielten ausführliche historische und aktuelle Informationen zu Städten und Regionen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Dabei wurden oft die früheren Verhältnisse gerühmt und einer düsteren Gegenwart gegenübergestellt. Pa

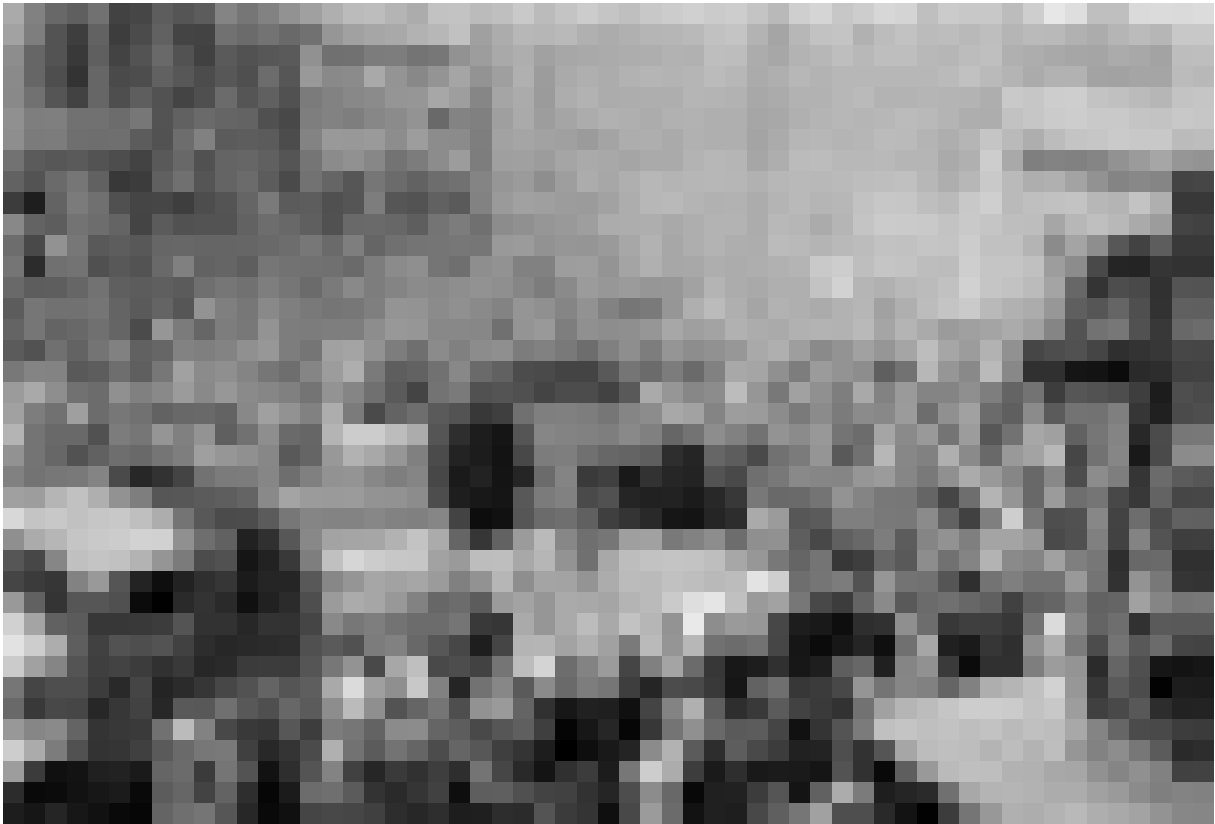


Sonnwendfeuer am Galgenberg, Juni 1966.

1953 brannte das erste Mal nach dem Zweiten Weltkrieg wieder ein Sonnwendfeuer am Tübinger Galgenberg. Den alten Brauch, die Mittsommernacht zu feiern, den die Nationalsozialisten als germanischen Kult propagiert hatten, nahmen die Vertriebenenverbände nach dem Krieg wieder auf. Am hoch lodernden Feuer wurden Lieder gesungen und Gedichte vorgetragen, die meist die Heimat im Allgemeinen bzw. die Heimatregionen der Vertriebenen zum Thema hatten. Aber auch alteingesessene Gruppen waren an der Ausgestaltung der Feier beteiligt und viele Einheimische gehörten zum zahlreichen Publikum. Höhepunkt der Feier stellte die so genannte Feuerrede dar, die meist von Lokalpolitikern vorgetragen wurde. Diese stellten Betrachtungen über die verlorene alte Heimat an oder sprachen von Tübingen als der gemeinsamen Heimat von Vertriebenen und Einheimischen.

Nachdem zunächst die Vertriebenenverbände die Sonnwendfeier durchgeführt hatten, war später die „Deutsche Jugend des Ostens“ und schließlich der Stadtjugendring für die Durchführung der Veranstaltung verantwortlich. Gegen Ende der sechziger Jahre kamen Zweifel am Sinn der Sonnwendfeier auf. Der „Bund Deutscher Pfadfinder“ war der Auffassung, bei der Jugend sei kein Bedürfnis mehr danach vorhanden. Statt diesen bedeutungslosen Brauch zu pflegen, solle die Jugend lieber etwas für die internationale Verständigung tun. Obwohl im Stadtjugendring im Frühjahr 1968 noch eine Mehrheit für eine Sonnwendfeier plädiert hatte, loderten die Flammen in diesem Sommer zum letzten Mal in Tübingen. Pa





Feierliche Begrüßung der neuen Glocken für die Tübinger Stiftskirche,
September 1963.

In den beiden Weltkriegen hatte auch die Tübinger Stiftskirche ihren Beitrag zur Rüstungsproduktion zu leisten. Jeweils die jüngste und kleinste Glocke wurde als „Metallspende“ abtransportiert. Während die Taufglocke von 1716 nach dem Ersten Weltkrieg verschollen blieb, wurde die Kienlingglocke von 1682 im Zweiten Weltkrieg nicht eingeschmolzen. Sie kehrte im Mai 1948 auf ihren angestammten Platz im Glockenstuhl zurück. Erst nach 37 Jahren, im Juni 1954, wurde das Geläut wieder auf fünf Glocken vervollständigt. „Das Amt dieser Glocke sei es“, sagte damals Dekan Höltzel bei der feierlichen Einholung, „das Gedächtnis an die Toten und Vermissten der beiden Weltkriege wachzuhalten“. Und Oberbürgermeister Dr. Mülberger sprach den Wunsch der Stadt aus, „diese Gedächtnisglocke möge auch dann erklingen, wenn etwa am Totensonntag am Mahnmal auf dem Galgenberg der Gefallenen und Vermissten gedacht werde“. 1963 schließlich konnten zwei weitere Glocken vor der Stiftskirche von einer großen Menschenmenge festlich empfangen werden. Die von Familie Rösch gestiftete Taufglocke und die von Stadt- und Kirchengemeinde zur Einweihung der erneuerten Stiftskirche gemeinsam finanzierte „Gloriosa“ machten es erforderlich, den alten hölzernen Glockenstuhl durch einen eisernen zu ersetzen. Erstmals geläutet haben alle sieben am Heiligen Abend 1963. Za

Katholische Fronleichnamsprozession mit Gottesdienst auf dem Sternplatz,
13. Juni 1963.

Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung war nach dem Krieg durch den Zuzug von Vertriebenen und Gastarbeitern angestiegen. 1961 waren rund 70 Prozent der Tübinger evangelisch, 24 Prozent katholisch und 6 Prozent gehörten einer anderen oder keiner Konfession an. An Fronleichnam 1954 hatten Tübingens Katholiken erstmals wieder nach der Reformation eine große Prozession in der Öffentlichkeit veranstaltet. Bis in die sechziger Jahre führte der eindrucksvolle Zug durch die Südstadt. Ausgangspunkt war die Michaelskirche, von wo aus mehrere tausend Gläubige in einer streng festgelegten Prozessionsordnung meist zum Sternplatz zogen. Dort stellten sich die einzelnen Gruppen um den auf dem Rasen des Sternplatzes errichteten Altar und feierten gemeinsam das Hochamt mit Kommunion. Zu den Teilnehmern zählten u.a. die Professoren der Katholisch-Theologischen Fakultät, Verbindungsstudenten sowie die italienische, spanische und französische Gemeinde. Alternativ wurde der Altar im Volksgarten aufgebaut. Za

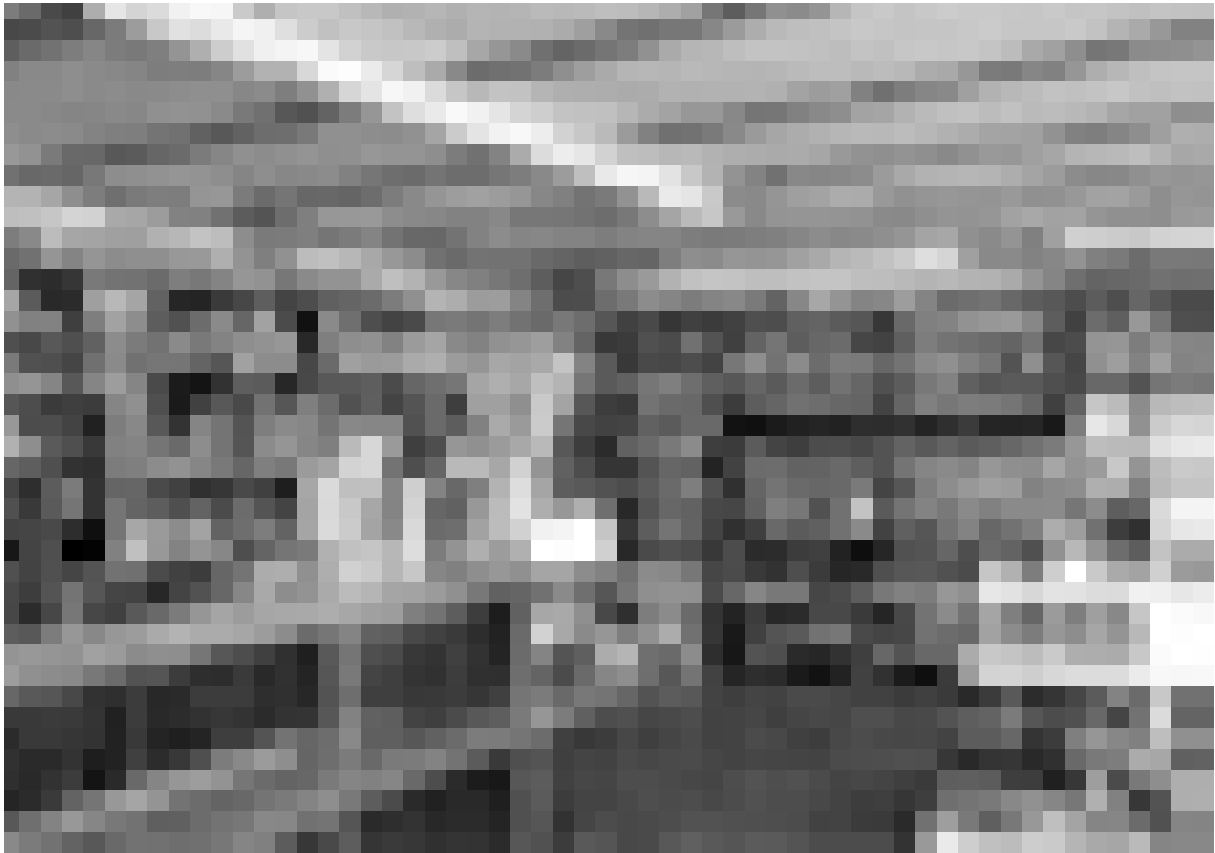




Weltrangliste der Wirtschaftsnationen auf den zweiten Platz vor. Millionen Arbeitslose sowie Millionen Vertriebene und Flüchtlinge aus dem Osten konnten innerhalb weniger Jahre auf dem Arbeitsmarkt integriert werden. Dennoch blieben viele Stellen unbesetzt, so dass im Ausland zusätzlich weitere Arbeitskräfte angeworben wurden. Seit Mitte der fünfziger Jahre waren „Gastarbeiter“ in Tübinger Betrieben beschäftigt. Dank erheblicher Lohnsteigerungen bei stabilen Preisen verbesserten sich die Lebensverhältnisse breiter Bevölkerungsschichten. So erlebte auch Tübingen einen Babyboom. Der Wirtschaftsaufschwung wurde durch die Rezession von 1966/67 unterbrochen. Zwar herrschte noch immer Vollbeschäftigung, jedoch stieg die Arbeitslosigkeit erstmals wieder über die Zwei-Prozent-Marke. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten führten unter anderem zum Rücktritt von Bundeskanzler Ludwig Erhard und zur Regierung der Großen Koalition unter seinem Nachfolger Kurt Georg Kiesinger.

Die Wirtschaft boomt

Zu Beginn der fünfziger Jahre setzte in der Bundesrepublik Deutschland ein rasanter wirtschaftlicher Aufschwung ein. Wesentliche Voraussetzungen dafür bildeten die Währungsreform mit Einführung der Deutschen Mark und die massive amerikanische Wirtschaftshilfe durch den Marshall-Plan. Die politischen Weichen stellte Ludwig Erhard, der von 1949 bis 1963 Bundeswirtschaftsminister war, mit seinem Konzept der Sozialen Marktwirtschaft. Kennzeichen dieser Jahre waren stetiges Wachstum beim Bruttosozialprodukt, bei den Investitionen und bei den Exportdaten. Auch in Tübingen verzeichneten Industriebetriebe, Handel und Dienstleistungsgewerbe deutliche Zuwachsraten. In allen diesen Bereichen wurde ständig modernisiert und vergrößert. So eröffneten innerhalb kürzester Frist vier Supermärkte. Bis 1960 rückte die Bundesrepublik in der



Lebensmittelgeschäft von August Sindek in Derendingen, Januar 1957.

„Das Wasser muss einem im Munde zusammenlaufen, wenn man die mit guten Dingen gefüllten Regale anschaut“, kommentierte das Schwäbische Tagblatt dieses Foto. Offenbar waren die Erinnerungen an die lebensmittelarme Zeit und die kärglichen Rationen nach dem Krieg noch gegenwärtig. Der Laden von August Sindek hatte 1931 eröffnet und wurde 1951 erstmals erweitert. Wegen gesetzlicher Vorschriften, die eine Trennung der Milchprodukte von anderen Lebensmitteln forderten, erhielt er 1956 nach Entwürfen von Architekt Theo Dehner einen Anbau „in einer Art niederem weißen Kolonialstil mit breiten Schaufensterfronten“. Die „Stammkundschaft, sein Fleiß und das Wachstum der Stadt“ ließen Sindek optimistisch in die Zukunft blicken und auf weitere Kunden hoffen. Noch entstanden viele kleine Lebensmittelläden dieser Art in den neuen Wohngebieten, um die Bevölkerung vor Ort zu versorgen. Ihre wirtschaftliche Rentabilität sank jedoch mit der steigenden Mobilität der Kundschaft und durch das Aufkommen der immer größer werdenden Supermärkte, die ein reicheres Warenangebot zu günstigeren Preisen anbieten konnten. Za



Konsum-Markt am Kelternplatz 1962.

Als dieser Supermarkt am 2. Oktober 1962 unter großem Publikumsandrang eröffnet wurde, war er mit 351 Quadratmetern Verkaufsfläche und einem Angebot von 2.500 Artikeln das größte Lebensmittelgeschäft der Kreise Tübingen und Reutlingen. An der Außenwand befand sich eine sechs Meter lange Automatenanlage, wo sich die Kunden auch nach Ladenschluss mit Rauchwaren, Gebäck, Strümpfen und gekühlten Getränken versorgen konnten. Gleichzeitig schlossen die Filialen der Konsum-Genossenschaft im Schleifmühlweg und in der Langen Gasse. Die beiden „Bedienungsläden alten Stils“ konnten mit dem modernen Selbstbedienungsladen nicht mehr konkurrieren. Denn dieser erwirtschaftete nach den Berechnungen der Konsumgenossenschaft „einen bis zu 40 Prozent größeren Umsatz pro Kopf des Personals“. Den Kunden sollte die neue Verkaufsform der Selbstbedienungsläden mehr Zeitersparnis bringen und eine „unbeeinflusste“ Wahl im Warenangebot bieten. Seit Oktober 1956 gab es den ersten Laden dieser Art auch in Tübingen. Der Kaufmann Walter Köthner hatte in seinem Lebensmittelhaus West, Westbahnhofstraße 51, auf Selbstbedienung umgestellt. Im Jahr darauf folgten die Läden von Tengemann in der Kirchgasse und an der Neckarbrücke sowie von Pfannkuch am Lustnauer Tor. War das Einkaufen zuvor fast ausschließlich den Frauen überlassen, griffen nun auch die Männer zum Einkaufskorb. Bereits 1964 machten sie in den Selbstbedienungsläden ein Drittel der Kunden, samstags sogar die Hälfte aus. Za



Winterschlussverkauf in Tübingen, Januar 1959.

Seit 1950 lockte der Einzelhandel alljährlich seine Kunden mit Rabatten im Winterschlussverkauf, um seine Warenlager zu räumen. Zwölf Werkstage lang, beginnend mit dem letzten Montag im Januar, konnten die Preise von Kleidern, Lederwaren, Schuhen und Geschirr stark herabgesetzt werden. An den letzten drei Tagen gab es auf die Restposten weitere Preisnachlässe. „WSV-Auftakt ohne Käufersturm“ titelte das Schwäbische Tagblatt zum Beginn des Winterschlussverkaufs 1959, der nach Einschätzung der verschiedenen Branchen tendenziell „lebhaft bis ruhig“ verlief. Wie schon in den Vorjahren lief der Winterschlussverkauf nicht mehr „auf Hochtouren“. Als Ursachen wurden angeführt, dass die „Zeit des Schlangestehens“ längst vorbei und der „riesige Nachholbedarf“ der mageren Kriegs- und Nachkriegsjahre im Wesentlichen gedeckt sei. Die Kunden gingen nun dazu über „auf Vorrat“ zu kaufen und auf „erstklassige Qualität“ zu achten. Außerdem stellte das Schwäbische Tagblatt fest, dass in Tübingen „die Frauen nicht der Einkaufspsychose der Großstädte“ verfielen, „weder Preisfaszination noch Einkaufsfieber“ erlagen, sondern „Bedacht und Sorgfalt“ walten ließen.

Za



Modegeschäft Zinser mit neuem Turmhaus und Neonreklame bei nächtlicher Beleuchtung, November 1958.

Das Familienunternehmen Zinser hatte 1950 den Sprung von seinem Stammsitz in Herrenberg nach Tübingen gewagt und bezog das Allianzhaus, Friedrichstraße 6. In den folgenden Jahren expandierte die Firma ständig im Bereich der Friedrichstraße und verpasste keinen Modernisierungsschub. So wurde im März 1957 das von Architekt Wägenbaur entworfene Turmhaus, ein fünfgeschossiger Erweiterungsbau, eröffnet. Dadurch hatte sich die Verkaufsfläche mehr als verdoppelt und entlang der Friedrichstraße entstand eine 90 Meter lange Schaufensterfront. In einer ganzseitigen Zeitungsannonce empfahl sich Zinser als „idealer Einkaufsmittelpunkt für Stadt und Land“, welcher als Besonderheiten u.a. „taghelle Beleuchtung, eine Sitzecke mit Schnittmustertheke, einen Abstellplatz für Kinderwagen sowie eine Krawattenwand zum Selbstbedienen“ bot. Noch im gleichen Jahr vergrößerte sich das Modehaus weiter durch die „Zinserpassage“ auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Diese Filiale zwischen Wöhrd- und Friedrichstraße wurde in den sechziger Jahren zum „Herrenhaus“ aufgestockt und mit Rolltreppe sowie Kaufhausrestaurant, beides Novitäten für Tübingen, ausgestattet.

Za



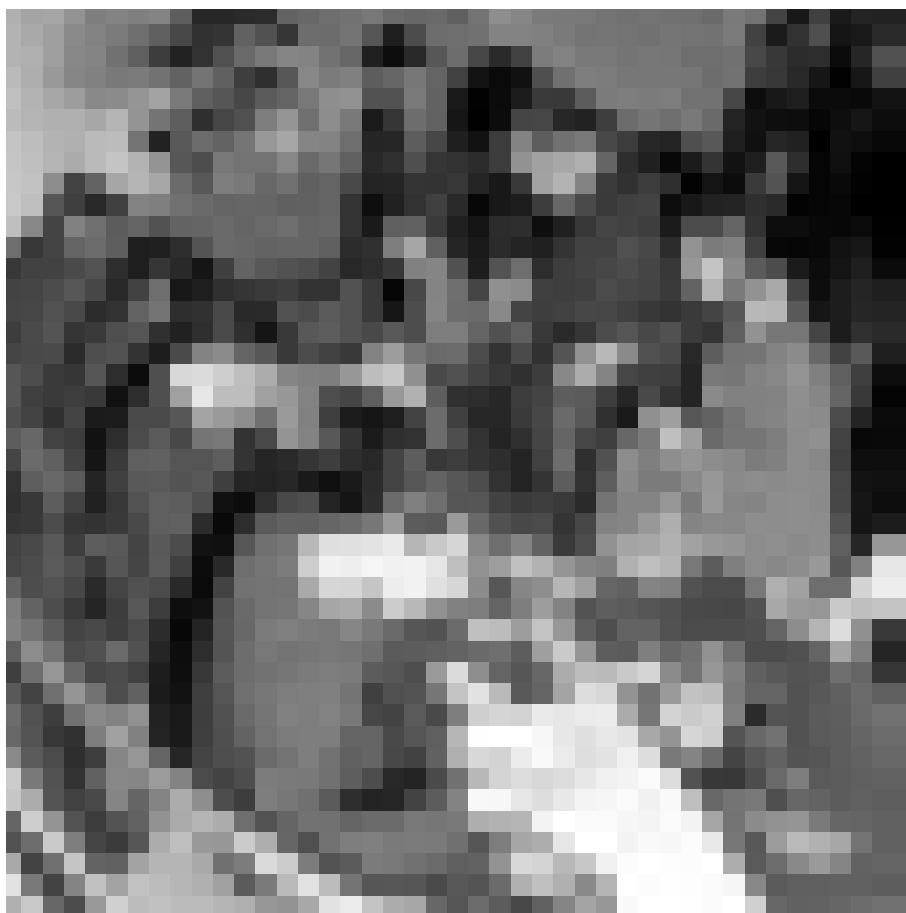
Blick in die Babyabteilung des neuen Spielwarenhauses Well beim Hauptbahnhof, Oktober 1965.

Mit einem „Eckchen“ von vierzig Quadratmetern hatte das Spielwarengeschäft vor vierzehn Jahren begonnen. Nun war die Verkaufsfläche durch einen Anbau nach Westen auf 600 Quadratmeter vergrößert worden. Das ebenfalls erweiterte Warensortiment verteilte sich im Neubau über drei Etagen. Von außen fiel das Flachdachgebäude durch seine breiten Schaufensterfronten ins Auge. Hier konnten sich die Eltern der „Babyboomer-Generation“ mit der gewünschten Ausstattung eindecken. Zwischen 1957 und 1965 stieg, als Folge des wirtschaftlichen Aufschwungs, die Geburtenrate in Deutschland steil an. Tübingen verzeichnete 1964 das Rekordjahr des Babybooms: Es wurden insgesamt 824 Geburten gezählt, was einem Anteil von 15,5 Prozent der Neugeborenen an der Gesamtbevölkerung entsprach. Damit lag die Neugeborenenrate immer noch unter dem Landesdurchschnitt, was mit den vielen in der Stadt lebenden Studenten zusammenhing. Die Geburtenraten der NS-Diktatur wurden allerdings zur Zeit des Babybooms nicht erreicht: Damals waren es im Durchschnitt 17,8 Prozent, im Jahr 1940 sogar 23,4 Prozent. Za



Vesperpause bei der Heuernte auf dem Österberg, Juni 1958.

Im Bereich der Landwirtschaft war der Strukturwandel besonders stark. Führen in den ersten Nachkriegsjahren noch etliche Pferde- und Kuhgespanne durch die Stadt, so traten an ihre Stelle immer mehr Kleintraktoren. Doch auch diese wurden seltener, da immer mehr Landwirte ihre kleinen Betriebe aufgaben. Von den 567 landwirtschaftlichen Betrieben in Tübingen, die 1949 existierten, waren 1956 noch 400 und 1971 nur noch 108, also weniger als ein Fünftel, vorhanden. Durch die fortschreitende Mechanisierung und Automatisierung verschwanden auch die Bilder, welche die alte Landwirtschaft prägten: beispielsweise der mit einem Gespann pflügende Bauer oder die Gemeinschaft der Erntehelfer beim Vesper. Za



Lebhafter Andrang in der Tübinger Kreissparkasse am Weltspartag 1962.

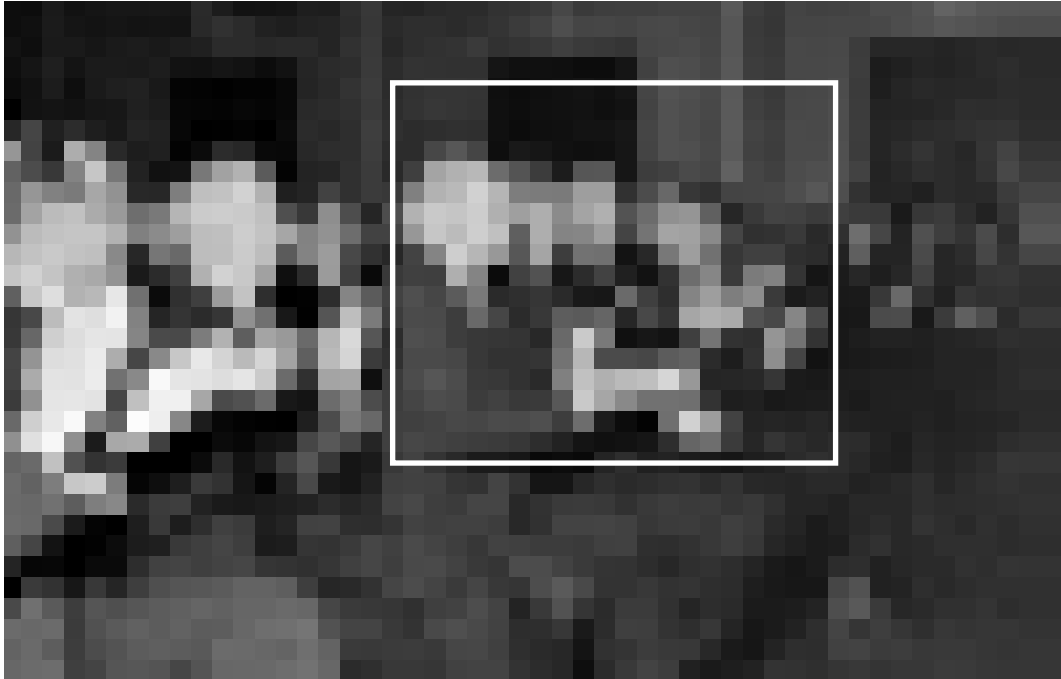
Seit der Währungsreform schenkten die Kunden den Geldinstituten wieder mehr Vertrauen. Auch die Kreissparkasse hatte kontinuierliche Zuwächse zu verzeichnen. Belief sich die Bilanzsumme nach der Währungsumstellung 1948 noch auf 11 Millionen DM, betrug sie Ende des Jahres 1962 bereits 179 Millionen DM. Die Spareinlagen wuchsen im gleichen Zeitraum von 6,4 Millionen auf 99,4 Millionen DM. Der Weltspartag fand 1962 zum 38. Mal statt und richtete sich an Erwachsene wie Kinder. Die Kreissparkasse warb mit dem Slogan „Sparen ist besser“ und wartete auf ihre Kunden, damit sie an diesem Tag „den Grundstein für Ihre Zukunft“ legten. Damit lag die Werbeaktion ganz auf der Linie von Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard, der die öffentliche Verwaltung, die Wirtschaft und die Konsumenten wiederholt zum „Maß halten“ aufgerufen hatte. Am Weltspartag 1962 herrschte in der Kreissparkasse so viel Betrieb, dass die Zweigstellen in der Stadt schon vormittags Personalverstärkung anforderten. Man schätzte, dass dort und im ganzen Kreisgebiet einige hunderttausend Mark eingezahlt wurden. Nach dem Geschäftsbericht brachte das Jahr „eine außerordentlich erfreuliche Steigerung der Spareinlagen, die absolut höchste seit der Währungsreform“.

Za



Autoschalter der Volksbank Tübingen: eine Kundin hebt Geld vom Wagen aus ab, September 1963.

In den vorangegangenen zehn Jahren hatte die Volksbank ihren Umsatz von 99 auf 276 Millionen Mark steigern können. Parallel dazu waren auch Geschäftsanfall und Publikumsverkehr so sehr angewachsen, dass die Räumlichkeiten im Erdgeschoss des Hauses Wilhelmstraße 14 zu eng wurden. Eine Vergrößerung des alten Gebäudes konnte mit einem eingeschossigen Anbau nach Entwürfen von Walter Bärtle erreicht werden. Am 21.9.1963 präsentierte die Volksbank stolz nicht nur eine „neuzeitliche und moderne“ Schalterhalle, sondern als erstes Geldinstitut in Tübingen einen Auto-Bankschalter. Die „besondere Neuigkeit“ befand sich an der Rückseite des Gebäudes und war mit einer Wechselsprechanlage sowie einer Schublade aus Stahl ausgestattet, die sich elektrisch schloss und öffnete. Hier konnten eilige Autofahrer bedient werden, ohne dass sie den Wagen verlassen mussten. Nach Erledigung der Bankgeschäfte fuhren die Autos hinter dem Haus vorbei und stadtauswärts wieder auf die Wilhelmstraße. Schon nach wenigen Wochen stand fest, dass „der Schalter für Tübingen ein Experiment“ war, „das geglückt ist“. Auch Mütter mit Kinderwägen sollen ihn geschätzt haben. Za



Bundeskanzler Ludwig Erhard im Februar 1964 in Tübingen, links neben ihm im Festsaal der Universität Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger, Prorektor Theodor Eschenburg und Justizminister Wolfgang Haußmann.

Nach dem Krieg beeinflusste Ludwig Erhard maßgeblich die wirtschaftliche Entwicklung Westdeutschlands. Er war Wegbereiter der Währungsreform, Begründer der Sozialen Marktwirtschaft und erwarb sich als Bundeswirtschaftsminister außerdem den Ruf als „Vater des deutschen Wirtschaftswunders“. Im Oktober 1963 löste Erhard Adenauer als Bundeskanzler ab. Seinen Antrittsbesuch in Baden-Württemberg stattete er am Nachmittag des 24. Februar 1964 auch der Stadt und der Universität Tübingen ab. „Die gesunde Farbe des Erfolgs auf dem Gesicht und die gewohnte Zigarre zwischen den Zähnen“, traf er mit dem Salonzug im Hauptbahnhof ein. Mehrere tausend Tübinger begrüßten ihn herzlich mit „Hochrufen“ auf dem Marktplatz. „Mit begeistertem Beifall“ wurde Erhard auch im überfüllten Festsaal der Universität empfangen. In seiner Rede rief er die Studenten zur Mitarbeit „am öffentlichen Leben unseres Staates“ auf. Hatte Ministerpräsident Kiesinger bei diesem Besuch noch „aus den Gesichtern der Menschen herzliche Zustimmung und Zuneigung gelesen“, so gab es bei einer Wahlveranstaltung der CDU im August 1965 nicht nur Beifall für Erhard, sondern auch Buhrufe. Pfeifkonzerte und Sprechchöre störten mehrmals die Kundgebung auf dem Marktplatz. Viele Studenten waren über eine wenige Wochen zurückliegende Äußerung Erhards empört, der eine Gruppe oppositioneller deutscher Autoren als „Pinscher“ bezeichnet hatte. Auf den von Studenten mitgeführten Spruchbändern war u.a. zu lesen: „Der Pinscher Hölderlin grüßt den Volkskanzler“ oder „Eberhard baute die Uni – Erhard kürzt ihr das Geld“. Beim Versuch der Ordner, die Transparente niederzureißen, kam es zu Auseinandersetzungen. Wahlbegleiter bezeichneten die Vorfälle als „einmalig“ auf der bisherigen Tour des Kanzlers durch Südwürttemberg-Hohenzollern. Za

Italienische Arbeiterfamilien während des Besuches des italienischen Botschafters bei der Firma Braun & Kemmler in Lustnau, Januar 1961.

Durch den wirtschaftlichen Aufschwung in Deutschland mangelte es praktisch überall an Arbeitskräften. Deshalb wurden im europäischen Ausland seit 1955 über Anwerbebüros und mit bilateralen Anwerbeabkommen Arbeiter für den deutschen Arbeitsmarkt gewonnen. Zunächst nannte man sie Fremdarbeiter. Da der Begriff jedoch schon für die Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg gebräuchlich war, verbot sich dieser Ausdruck. Schließlich bürgerte sich die Bezeichnung „Gastarbeiter“ ein, die insofern zutreffend war, als sowohl das Gastland als auch die ausländischen Arbeiter ursprünglich von einem befristeten Aufenthalt in Deutschland ausgingen. Mitte der fünfziger Jahre kamen auch die ersten Gastarbeiter in den Kreis Tübingen. Ende August 1960 registrierte der Arbeitsamtsbezirk Reutlingen 3.762 Ausländer und 652 Ausländerinnen. Davon stammten 2.334 Arbeitskräfte aus Italien, 378 aus Griechenland, 193 aus Jugoslawien und 98 aus Spanien. Die Firma Braun & Kemmler beschäftigte damals rund 140 Italiener, von denen 80 auf dem Fabrikgelände „in neuen geräumigen Baracken“ wohnten. Diese waren mit Bad, Dusch- und Aufenthaltsräumen ausgestattet. Fabrikant Kemmler hatte auch zwei italienische Köche angestellt, „damit Gaumen und Magen nicht etwa die heimatlichen Speisen entbehren müssen“. Einige Italiener hatten bereits ihre Frauen nachkommen lassen, die überwiegend bei der nahe gelegenen Frottierweberei Beschäftigung fanden. Za





Weihnachtsfeier für Gastarbeiter bei der Metallwarenfabrik Braun & Kemmler, Dezember 1964.

Es gibt nicht viele Aufnahmen, die der Pressefotograf Göhner von den angeworbenen ausländischen Arbeitskräften anfertigte. Zunächst brachte das Schwäbische Tagblatt zum Thema nur Berichterstattungen mit statistischen Angaben. Das erste Göhner-Foto erschien im Schwäbischen Tagblatt 1960 im Zusammenhang mit dem Tod eines Bauarbeiters, der bei einem Verkehrsunfall starb. Einige Monate später kam dann erstmals eine Fotoreportage, welche das Leben und Arbeiten der ausländischen Arbeitskräfte dokumentierte. Außerdem richtete sich an Weihnachten der Fokus der Berichterstattung auf die Gastarbeiter, nachdem in den fünfziger Jahren Versehrte und Flüchtlinge im Mittelpunkt gestanden hatten. An Weihnachten 1964 veranstaltete die Firma Braun & Kemmler eine Feier für 130 ihrer rund 300 ausländischen Mitarbeiter, die nicht

heim zu ihren Familien fahren konnten. Statt einer Weihnachtsansprache gab es einen Rechenschaftsbericht des Betriebs, der in vier Sprachen übersetzt wurde. Die Mitteilung, dass jedem ein Geschenkpaket als Dank und Anerkennung überreicht werde, quittierten die Italiener und Griechen mit „Bravo-Rufen“ und „stürmten“ alsbald den Gabentisch. „Wesentlich ruhiger“ verhielten sich dagegen Türken und Jugoslawen, die sich in einem anderen Saal versammelt hatten. Besonders die Türken holten ihre Geschenke „mit äußerster Disziplin einzeln“ ab. Za

Jugoslawische Küchengehilfinnen im Pauline-Krone-Heim, Mai 1965.

Auch bei der Tübinger Stadtverwaltung kam es zu personellen Engpässen, die nur über die Einstellung von Gastarbeitern behoben werden konnten. Der Zeitungsbericht „Gastarbeiter helfen der Stadt“ gab im Mai 1965 einen kurzen Überblick über die dort beschäftigten Ausländer. In der Regel erfüllten sie jene Aufgaben, „für die einheimische Kräfte kaum mehr zu finden“ waren, da „als Folge des hohen Lebensstandards die Bereitschaft zu Dienstleistungen“ nachgelassen hatte. So hielten elf Jugoslawinnen im Pauline-Krone-Heim durch ihre Mitarbeit in der Küche und bei der Gebäudereinigung „den Betrieb überhaupt noch aufrecht“. Das Gros bei der Müllabfuhr stellten die Italiener, und ein Dutzend Türken war bei Straßenbauarbeiten in der Altstadt eingesetzt. „Bewährt“ hatten sich die Gastarbeiter nach Auskunft des Tiefbauamts dadurch, dass sie „für Früheinsätze im Winterdienst rascher als die Einheimischen greifbar sind. Sie konnten schon um 4.30 Uhr, als die Tübinger Bürger noch lange in ihren Betten lagen, zum Streuen der Straßen aus ihren Unterkünften geholt werden“. Nach dem positiven Gesamturteil über die Arbeitsleistung kam der Redakteur auch auf negative Begleiterscheinungen zu sprechen. Diese sah er in dem von vielen Männern gewünschten Nachzug ihrer Familien, weil dafür der „erforderliche Wohnraum beschafft“ und die „chronisch gewordene Schulraumnot“ in der Stadt gelöst werden müsse. Za





Vito Perrone am Steuer eines Omnibusses des Tübinger Stadtverkehrs,
Juni 1965.

Nach dem Überblick über die Gastarbeiter in der Tübinger Stadtverwaltung (vgl. vorige Abb.) folgte wenig später ein Bericht über die ausländischen Arbeitskräfte in der freien Wirtschaft. Der Artikel ließ die italienischen Arbeiter selbst zu Wort kommen und „ihre großen und kleinen Sorgen“ schildern. Die Ankunft in Deutschland war für viele ein Kulturschock. Abgesehen von dem trüben Wetter, der schwierigen Sprache und dem „neuen Lebensrhythmus“, an den sie sich gewöhnen mussten, „trafen sie hier auf eine andere Küche und andere Lebensgewohnheiten“. Ein Arbeiter aus der Gegend von Neapel war beispielsweise über die stundenlangen Wanderungen verblüfft, welche seine Kollegen im Schönbuch und auf der Alb unternahmen. Nach der Einladung zu einem Sonntagsspaziergang, begann er jedoch „die Menschen seines Gastlandes zu begreifen“ und war seither selbst öfters im Schönbuch unterwegs. Der bekannteste Gastarbeiter von damals war vermutlich der aus der Gegend von Bari stammende Busfahrer Vito Perrone. Er blieb immer „höflich und gut gelaunt“, auch wenn die Fahrgäste sich beklagten, „weil er wegen der verstopften Straßen in der Mittagszeit nicht auf die Minute genau an der Haltestelle“ eintraf. Za



Vincenzo M. während einer Freischicht vor dem Wohnheim der Metallwarenfabrik Braun & Kemmler, Juni 1965.

Inzwischen waren allein in Tübingen 2.920 Gastarbeiter beschäftigt, darunter 990 Italiener. Die Frage, warum sie nach Deutschland gekommen waren, beantworteten sie mit den hier vorhandenen guten Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten. In ihren Heimatländern gab es für sie, wenn überhaupt, oft nur schlecht bezahlte Saisonarbeit. Vincenzo M. war zwar in Italien als Postangestellter tätig, jedoch reichte sein Verdienst nicht aus, um seinen beiden Kindern eine höhere Schulbildung zu finanzieren. So ging er 1961 nach Tübingen und erhielt eine Stelle als Schweißer bei der Firma Braun & Kemmler. Zurückgezogen und sparsam verbrachte er seine Freizeit. Den größten Teil seines Lohnes schickte er für die Ausbildung der Kinder nach Hause, damit sie „es später besser haben als er“. Die Trennung von der Familie nahm er deshalb zwangsläufig hin und litt wie viele seiner Landsleute unter Heimweh. Um dieses etwas zu lindern, konnten die Italiener damals gelegentlich Konzerte und Theaterveranstaltungen der Deutsch-Italienischen Gesellschaft sowie italienische Filme besuchen. Ein Seelsorger in Lustnau hielt Gottesdienste für sie ab. Und mit Unterstützung der Stadtverwaltung hatten sich die italienischen Arbeiter 1963 mit der Bocciabahn ein Stück Heimat in Lustnau geschaffen. Za



Jugend und Freizeit

Dank höherer Löhne und kürzerer Arbeitszeiten gewann die Freizeit in den fünfziger und sechziger Jahren zunehmend an Bedeutung. Mit dem Mai-Slogan „Samstags gehört Vati mir“ forderten die Gewerkschaften 1956 die 40-Stunden-Woche bei vollem Lohnausgleich und das arbeitsfreie Wochenende, was in den folgenden Jahren nach und nach erreicht wurde. Mit der Arbeitszeitverkürzung von 48 auf 40 Wochenstunden eröffneten sich für viele Menschen neue Möglichkeiten, die Zeit außerhalb der Arbeit zu nutzen und zu genießen.

Tübinger Jugendliche konnten ihre freie Zeit in einem der zahlreichen Sportvereine verbringen – 34 Turn- und Spielvereine existierten 1967 im Kreis Tübingen. Oder sie fanden „gutes, sauberes Vergnügen“ im Tübinger Jugendclub, wie es ein Beamter des Landratsamts bei einer der zahlreichen Diskussionen um finanzielle Förderung und Fortbestehen des Clubs ausdrückte. Was Mitglieder und Besucher des Jugendclubs Mitte der sechziger Jahre offenbar am meisten ansprach, war die „Neutralität ihres Treffpunktes“, das „Fehlen einer Bindung mit weltanschaulicher, konfessioneller oder sonstiger Zielrichtung“. Jährliche Veranstaltungen wie das Tübinger Sommerfest oder das Stocherkahnrennen auf dem Neckar gehörten zu den gut besuchten Freizeit-Attraktionen, die Alfred Göhner für die Lokalzeitung fotografisch festhielt.

Ab 1952 zog mit dem Fernsehen ein völlig neues Freizeit-Medium in die Wohnzimmer ein, das seine Konkurrenten Kino und Theater bald hinter sich ließ. Mit dem Ausstrahlen eines regelmäßigen TV-Programms wurde eine zeitintensive Freizeit-Beschäftigung geboren, die beginnend mit „Fernsehgemeinschaften“ über Kabelprogramme bis zum digitalen Fernsehen bis heute tief in den Alltag der Menschen hineinwirkt.



Kuttertaufe der Marinejugend an der Bismarckstraße, Juni 1959.

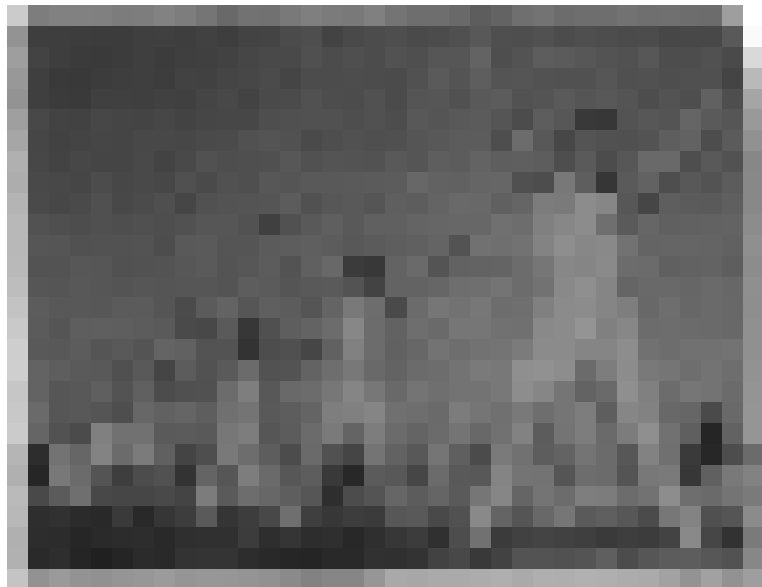
„Herrscher der Meere am Ufer des Neckars“ überschrieb das Schwäbische Tagblatt seinen Artikel zur Taufe des von E. Burmester gespendeten Kutters. Landesjugendleiter Dr. Sorms stellte in seiner Taufrede fest, die Marinejugend sei „in erster Linie eine sportliche Vereinigung“, strebe jedoch darüber hinaus an, die Menschen im Binnenland mit der „völkerverbindenden Seefahrt“ vertraut zu machen. Zu den Mitgliedern der Tübinger „Marinekameradschaft“ zählten zu dieser Zeit auch Vizeadmiräle der Bundesmarine. Oberbürgermeister Gmelin wies bei dem abendlichen „turbulenten Bordfest“ mit Musik und Tanz auf die Beziehungen Tübingens zur Bundes- und Handelsmarine hin. Bei der Flaggenübergabe wurden der „Ruhm der Seeleute“ und der „Geist der Kameradschaft“ gepriesen. Ruge, Vizeadmiral der Bundesmarine mahnte, „den Gedanken an Seefahrt und Seegeltung fortleben“ zu lassen.

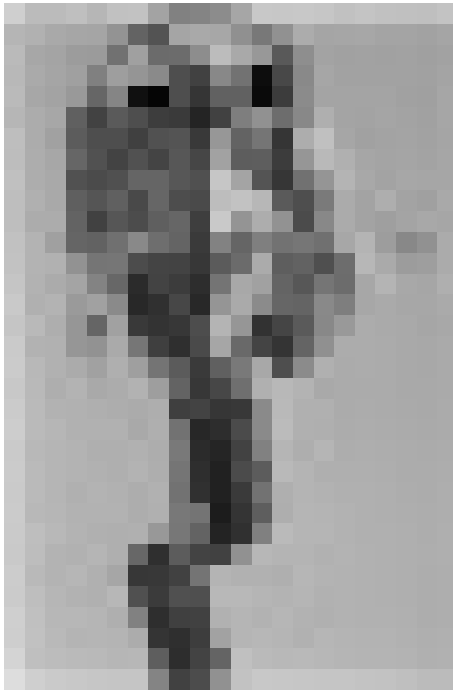
Marinejugend-Gruppen existierten schon vor 1933, gingen aber zur Zeit des Nationalsozialismus in der Hitlerjugend auf. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die

Tübinger Marinejugend 1957, ein Jahr nach der Wiederbewaffnung Deutschlands, als Nachwuchsorganisation der „Marinekameradschaft“ wieder gegründet, einem Verein ehemaliger Marinesoldaten. Zehn Jahre später besaß der Verein zwei Kutter, zwei „Optimistenjollen“ (Segelboote) und zwei Schlauchboote. Landesjugendleiter Böber berichtete 1967, die „norddeutschen Kameraden in Kiel, Cuxhaven und Hamburg“ seien immer wieder erstaunt, dass sich bei Wettkämpfen auf dem Wasser die „süddeutschen Mannschaften aus Ulm, Heidenheim, Tübingen und Stuttgart“ die ersten Plätze teilten. Seit Ende der sechziger Jahre bekam die Marinejugend, die im Ruf einer „vormilitärischen Organisation“ stand, zunehmend Probleme mit dem Nachwuchs. Dennoch fanden sich ehemalige Tübinger Mitglieder bei der Bundesmarine und „etliche Mitglieder“ bei der Handelsmarine, berichtet das Schwäbische Tagblatt im Jahr 1970. LS

Achalmgau-Turnfest, Sportgelände Derendingen, Juli 1968.

1945 hatte die französische Militärregierung zunächst alle Sportvereine verboten. 1946 wurden Neugründungen von Sportvereinen erlaubt, ausgenommen blieben Sportarten mit militärischem Charakter. 1948 war dem Derendinger Sportverein das Turnen wieder erlaubt, ab Herbst 1949 führte der Verein seinen ursprünglichen Namen „Turnverein Derendingen e.V. 1900“. Im Juli 1950 organisierte der TVD auf dem Sportgelände der Gartenstadt mit dem Gauturnfest zum ersten Mal seit dem Krieg ein großes Sportereignis mit 1.300 Turnerinnen und Turnern. Zum elften Gauturnfest seit dem Krieg, das 1968 wiederum der TVD ausrichtete, wurden 700 Turnerinnen und Turner erwartet. „Das prächtige Festgelände an der Steinlach wird Schauplatz eines regen und bunten Treibens der Turner und Sportler, der Turnerinnen und der Jugend sein“, schrieb das Schwäbische Tagblatt einen Tag zuvor. Zur Verpflegung wurde eine Einheit der Bundeswehr eingesetzt: Eine „Abordnung des Raketenartilleriebataillons 250 Großengstingen“ musste anrücken, um die Turnerinnen und Turner „mit einem kräftigen Mittagessen zu stärken“. Das Foto zum Gauturnfest 1968 zeigt eine endlose Reihe muskulöser Männerkörper in Siegerpose. Mit dramatisierenden Elementen wie Untersicht und dunklem Hintergrund knüpft der Fotograf hier an die Ästhetik der dreißiger Jahre an, die mit diesen Inszenierungsstrategien das nationalsozialistische Körperideal transportierte. LS





Kletterbaum auf dem Tübinger Sommerfest, Juli 1963.

Bis 1953 richtete Heiner Kern, der die „Bahnhofswirtschaft“ führte, die sommerliche Tübinger Kirmes auf dem Festplatz vor dem Bahnhof gegenüber der Hauptpost aus. 1954 bestimmte Oberbürgermeister Hans Gmelin die Anlagen „Unter den alten Linden“ zum Festplatz für das erste „Tübinger Sommerfest“, das nun der Bürger- und Verkehrsverein organisieren sollte. Wolfgang Werner setzte nach anfänglichen Schwierigkeiten mit den Schaustellern seinen Plan für deren neue Standplätze durch und organisierte ein Festzelt mit der für die Nachkriegszeit obligatorischen Hähnchenbraterei. Das erste „Tübinger Sommerfest“ unter Linden und Kastanien wurde ein großer Erfolg. Sogar der anfänglich skeptische Stuttgarter Festwirt Karl Maier, genannt „Göckesmaier“, sagte Wolfgang Werner für das nächste Jahr seine Mitarbeit zu. Bis in die siebziger Jahre stieg der für den Umsatz im Festzelt so wichtige Bierausschank auf 580 Hektoliter und der Tübinger Festplatz galt bei Besuchern und Schaustellern als einer der schönsten. 1978 wurde der Festplatz auf Anraten der Stadtgärtner auf die „Weilheimer Wiesen“ verlegt.

Immer wieder kam es zu Klagen der Anwohner wegen nächtlicher Ruhestörung. Im Juli 1960 etwa begab sich die Polizei im grauen Mercedes auf „Phon-Pirsch“, um den Lärm des Sommerfestes zu messen, „von dem manche Tübinger behaupten, er sei nicht zu ertragen“. Ein „hochempfindliches, geeichtes Phonmessgerät“ ermittelte in der Rottenburger Straße, gegenüber dem Festplatz um 23.30 Uhr 65 bis 70 Phon „ohne Verkehrsgeräusche auf der Fahrbahn“. Laut Schwäbischem Tagblatt hatten jedoch wirklichen Grund zur Klage die Eisenbahner, die entlang der Rottenburger Straße wohnten: „Jeden Abend stehen sie Posten, um zu verhindern, dass ihre Vorgärten zu Kloaken werden. Diese Vorgärten sind ihr ganzer Stolz, aber nur bis zum Sommerfest.“ LS

Der Tübinger Marktbrunnen als Elefantentränke, 23. April 1963.

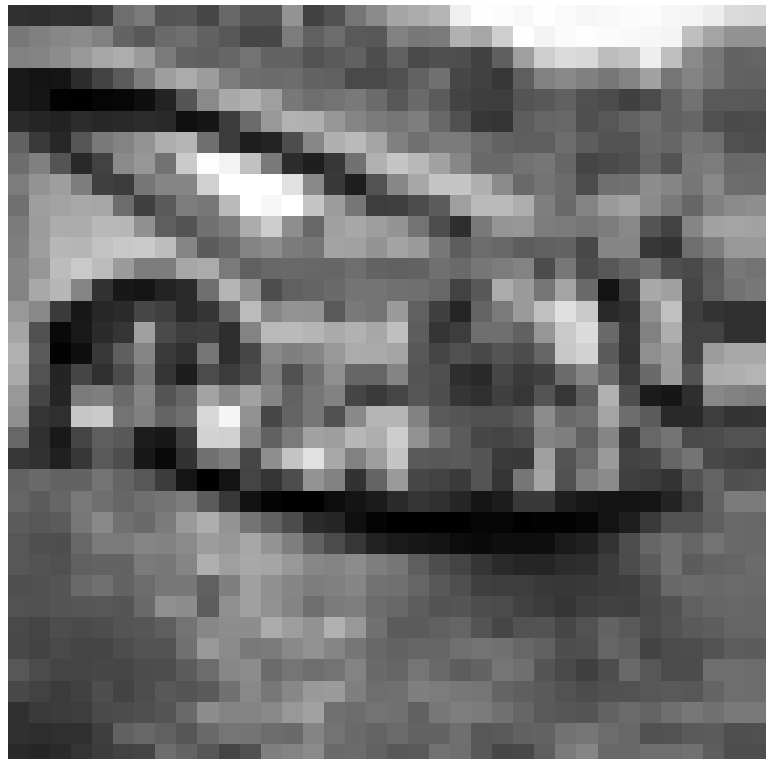
An drei Tagen gastierte „Europas größter Rennbahnzirkus“ von Franz Althoff auf der Tübinger Sommerfestwiese in der Lindenallee. Das blau-rote, vom Chef selbst entworfene moderne Zirkuszelt war, wie das Tagblatt berichtete, schon allein eine Sehenswürdigkeit. „Vollgespickt mit artistischen Knüllern und beispiellosen Tierdressuren“ wurde in einer Riesenmanege ein „Weltstadtprogramm von höchsten Ansprüchen“ geboten, das „sich ein mit ‚life‘-Schaureizen nicht gerade überfütterter Mittelstädter kaum im Traum vorzustellen wagt“. Der Tagblatt-Reporter hätte gerne sechs Augen besessen, um den atemberaubenden Darstellungen folgen zu können und er war sich sicher, dass weder Theater, Kino noch Fernsehen einem „Zirkus dieser Qualität den Rang ablaufen“. Werbewirksam ließ Franz Althoff seine indischen Elefanten am ersten Veranstaltungstag durch die Altstadt marschieren. Die Dickhäuter waren dabei so diszipliniert „wie eine Kinderschule, die am Seil geht“. Auf dem Marktplatz angekommen, stillten sie ihren Durst mit dem Wasser des Marktbrunnens, das ihnen so gut schmeckte, „dass sie es sich abwechselnd über den Rücken und in den Rachen spritzten“. Passanten und Zuschauer beobachteten das Schauspiel mit respektvollem Abstand. Za



Tübinger Stocherkahnrennen, Nadelöhr bei der Eberhardsbrücke, 4. Juli 1958.

Elf Stocherkähne gingen Anfang Juli 1958 zur allgemeinen Belustigung auf dem Neckar ins Rennen. Das Schwäbische Tagblatt titelte seinen ausführlichen Bericht: „Die große Wasserschlacht der schweren Kähne / Tausende kamen, sahen und brüllten“. Offenbar zog die Veranstaltung „mehr Menschen an als jede Marktplatzkundgebung“, wie die Lokalzeitung bemerkte.

Das Stocherkahnrennen fand erstmals 1956 mit sechs Mannschaften statt. Die Idee hatte Reiner Walz, der damit seiner Studentenverbindung „Lichtenstein“ eine „besondere Einweihungsfeier“ für den neu angeschafften Stocherkahn präsentieren wollte. Die Teilnehmerzahl wuchs kontinuierlich bis 1967 auf einundvierzig Mannschaften. Das Rennen entwickelte sich zu einem gut besuchten Spektakel, das laut Schwäbischem Tagblatt Studenten und Tübinger Bürger einander näher brachte. 1969 wurde das Rennen im Zuge der Studentenbewegung bestreikt und die Zahl der Mannschaften sank auf vierzehn. In den siebziger Jahren gingen die teilnehmenden Kähne aufgrund des Mitgliederschwunds der mittlerweile in weiten Teilen der Studentenschaft als unattraktiv angesehenen Studentenverbindungen auf weit unter zwanzig zurück, um seit den achtziger Jahren wieder kontinuierlich anzusteigen. Die Mannschaften bestanden in den ersten Jahren nur aus männlichen Verbindungsstudenten, Frauen nahmen an den Rennen erst ab 1964 teil. Seither melden sich auch reine Frauen(mann)schaften oder gemischte Teams in „Renngemeinschaften“ an. LS





Freibad Tübingen, Juli 1952.

In den Nachkriegsjahren wurde der Neckar durch zunehmende Verschmutzung für Badefreunde unattraktiv. Am 31. Juli 1950 stimmte der Gemeinderat dem vom Tiefbauamt projektierten Plan für ein neues Freibad zu. Die Baukosten von 675.000 DM flossen, von dreiundzwanzig Werbeveranstaltungen unterstützt, zum großen Teil aus städtischen Mitteln. Bei der Bademodenschau zur Eröffnung am 16. Juni 1951 wurden neben Badeanzügen auch Bademäntel der „Württembergischen Frottierweberei Lustnau“ vorgeführt. Zwei Tage nach der Eröffnung schrieb das Schwäbische Tagblatt: „3.000 Besucher am Sonntag. Auf dieses Bad kann Tübingen stolz sein. ... Der ‚Lido‘ drunten am Neckar war nahezu verwaist, ein Zeichen, dass der Freibadbau einem echten Bedürfnis der Tübinger entsprochen hat.“

Das Foto vom 4. Juli 1952 zeigt ein reges Treiben im neuen Tübinger Freibad. Kein Wunder, denn eine Hitzewelle rollte über Südwestdeutschland hinweg. An mehreren Eisenbahnstrecken verbogen sich die Schienen und in Stuttgart, Mannheim und Freiburg wurde die Bevölkerung aufgefordert, „mit dem Wasser so sparsam wie möglich umzugehen“. Wie die Lokalzeitung berichtete, brach Tübingen mit über 38 Grad „seinen eigenen bisherigen Hitzerekord“ vom Juli 1921. Einen weiteren Rekord brachten die heißen Tage für das Freibad mit sich: In der ersten Juliwoche konnten 45.600 Badegäste gezählt werden. Laut Schwäbischem Tagblatt hatten nur die Gemeindeverwaltungen ihre helle Freude an der Rekordhitze, „denn die Kämmerer kommen mit dem Leeren der Badekassen kaum mehr nach.“ LS

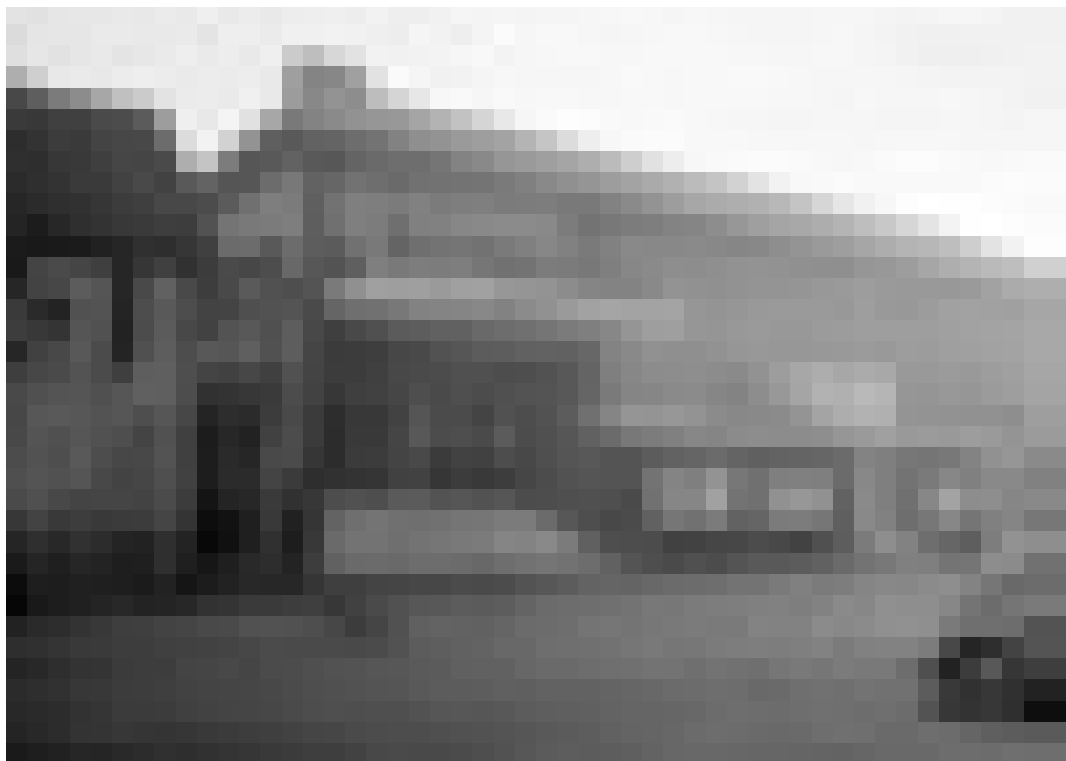
Erste Premiere im Zimmertheater, Bursagasse 16, 6. Dezember 1958.

Mit John Osbornes „Blick zurück im Zorn“ eröffnete am 6. Dezember 1958 das Tübinger Zimmertheater seine Pforten. Der „thespiskarren“ – wie es sich damals nannte – hatte damit nach Jahren des Umherziehens endgültig seine feste Bleibe in der Bursagasse gefunden. „Steile Treppen führen vom Foyer zum Theaterraum im Untergeschoss“, schrieb das Schwäbische Tagblatt, „kein Vorhang, nur Zentimeter trennen die erste Reihe des Zuschauerraums von der Rampe, an den Wänden der Treppe entlang dämonisch porträtierte Schauspielerköpfe und statt Tapeten ein bunter Riesenprospekt von mehr oder minder modernen Bildern der Tübinger Maler-avantgarde ... Alles in allem, man merkt mit wie viel Feuereifer hier für bewusst improvisierten Budenzauber gesorgt wird und fühlt sich äußerst wohl“. Das kleine Theater stand von Anbeginn finanziell auf wackligen Beinen, hielt sich aber wacker über Wasser – nicht zuletzt dank der stetig wachsenden Gunst der Zuschauer. „Das durch ... langweilige Klassikeraufführungen vergraulte Publikum stürmte die Zimmer- und Kellertheater, war erpicht auf jeden neuen Namen und bereit, harte Stühle ... und gelegentliche schauspielerische oder inszenatorische Schwächen zu Gunsten eines lebendigen, modernen Theaters hinzunehmen.“ So jedenfalls formulierte es einer der Mitbegründer. Eine zusätzliche Attraktion bot die von der Tübinger Künstlerin Ruth Eitle geleitete Galerie, die im Foyer mit ihren Ausstellungen das Publikum begeisterte. Ra



Neues Universum-Filmtheater am Kelternplatz, erbaut nach den Plänen des Stuttgarter Architekten Theo Beck anstelle von vier abgebrochenen Altkadthäusern, Dezember 1957.

Als das „Universum“ Mitte Dezember 1957 seine Pforten öffnete, war es das siebte Tübinger Kino. Zugleich war es das zweite Kino von Adolf Laupp, der bereits mit dem 1953 eingeweihten „Metropol“ einen großen und modernen Kinozweckbau besaß. Wie dieses verfügte auch das „Universum“ über 700 Sitzplätze. Als Tübingen 1959 mit neun Filmtheatern seinen Höchststand erreichte, war die Kinobranche bereits in der Krise. Das Kino verlor seine Zuschauer an das Fernsehen und an das Auto, welche das Freizeitverhalten der Menschen stark veränderten. Schon Anfang der sechziger Jahre mussten die ersten Kinos schließen, darunter auch das „Universum“. Laupp verkaufte es an die Konsumgenossenschaft, die das noch nicht einmal fünf Jahre alte Kino zu einem Supermarkt umbauen ließ (vgl. Abb. Seite 61). Za





Ein Autokran hievt den neuen Helm auf den Kaiser-Wilhelm-Turm,
16. September 1963.

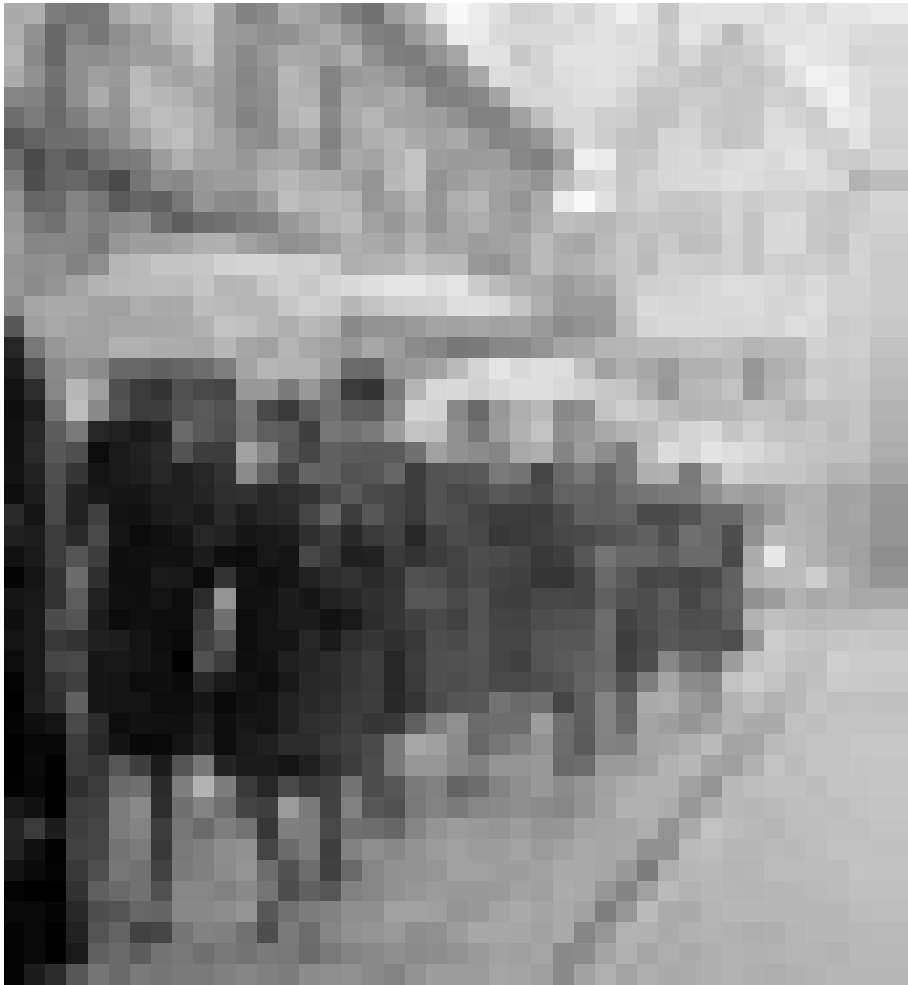
Anfang der fünfziger Jahre schaute man in Deutschland verdutzt über den großen Teich nach Amerika. Dort – so war in den Zeitungen zu lesen – grassierte eine neue Krankheit: das „Fernsehieber“. Stunden würden die Menschen vor diesem neuen Gerät zubringen und darüber die Zeit vergessen. Neugier war geweckt, gepaart mit einer gewissen Skepsis. Endlich, an Weihnachten 1952, nahm auch in Deutschland das Fernsehen seinen Betrieb auf. Tübingen lag allerdings zunächst im Funkschatten, ein Umstand, der allgemein als misslich angesehen wurde. Das Schwäbische Tagblatt berichtete 1953 unter der Schlagzeile „Wann können wir fernsehen?“ von einem erfolglosen „Testversuch“ der Firma Elektro-Mayer. Nicht einmal auf Tübingens höchsten Erhebungen war ein ungestörter Empfang möglich. Erst mit dem Bau des Senders Raichberg konnte seit Ende 1954 das Erste Deutsche Fernsehen in die Tübinger Wohnstuben flimmern. Das gleiche Problem stellte sich noch einmal, als „das Zweite“ im April 1963 auf Sendung ging. Wiederum blieben die Tübinger Mattscheiben schwarz. Eine Lösung wurde jedoch bald gefunden. Ohne große Bedenken kappte man kurzerhand den alten Kaiser-Wilhelm-Turm auf dem Österberg und verpasste ihm eine neue Spitze samt „Fernsehumsetzer“. Seit Ende 1963 strahlte sie das Zweite Programm ins Land.

Ra

Tanzbar des Jugendclubs im Schwabenhaus, Gartenstraße 12, April 1961.

Bis Ende der sechziger Jahre gab es neben den Sportvereinen in Tübingen nur wenige Freizeitangebote für Jugendliche. Eine Ausnahme war der „Tübinger Jugendclub“, der sich seit Mitte 1958 im Schwabenhaus an der Gartenstraße traf. Dort standen ihm zwei Aufenthaltsräume, ein Werkraum, ein Büro und die Terrasse am Neckar zur Verfügung. Zu den Attraktionen zählte die Tanzbar im Keller, die sich die Jugendlichen selbst hergerichtet hatten. Hier wurde vor allem an den Wochenenden „nach heißen Platten“ getanzt. Laut Schwäbischem Tagblatt gab es dazu 1961 nur „Coca-Cola und Canada-Drinks zu schlürfen“. (1968 freilich sichtete das Lokalblatt auch schon Wermut und Whisky im Flaschenregal.) Die meisten Besucher waren zwischen 16 und 21 Jahren alt und bereits berufstätig. Der Club hatte etwa 50 feste Mitglieder, die aber regelmäßig Gäste mitbrachten, so dass allabendlich etwa 50 junge Leute anwesend waren. Manche hätten hier „eine zweite Heimat gefunden, was die Eltern nicht immer gerne sehen“. Doch hätten sich die Väter und Mütter bei einem Elternabend überzeugen können, dass „ihre Sorgenkinder“ in dem Club „gut aufbewahrt“ seien. In der Regel gab es für die Jugendlichen ein betreutes Wochenprogramm, zu dem Tischtennis, Fußball, Schach und Kartenspiele zählten. Für die Mädchen wurden Gymnastik- oder Bastelabende angeboten. Gelegentlich setzte man sich auch zusammen und diskutierte über gesellschaftliche Themen. Das Clubheim war vom Jugendsozialwerk begründet worden. Bald darauf hatten Stadt und Landkreis die gemeinsame Trägerschaft übernommen. Ra





Konfirmandinnen bei Schneefall auf dem Weg zur Jakobskirche, März 1964.

Alljährlich am Konfirmationssonntag fotografierte Alfred Göhner für die Zeitung den Kirchgang der Konfirmanden einer Tübinger Pfarrei. In der Regel hielt er dabei den Anfang des feierlichen Zuges fest, mit dem Pfarrer an der Spitze, gefolgt von den männlichen Konfirmanden. Die jungen Frauen, die den Schluss des Zuges bildeten, blieben bei diesen Aufnahmen stets im Hintergrund. 1964 jedoch rückten sie plötzlich ins Visier des Fotografen. Ob es daran lag, dass die Konfirmandinnen im Vergleich zu früheren Jahren nach der neuesten Mode toupiert und gekleidet waren?

In den sechziger Jahren war bei modebewussten Frauen der so genannte „Jackie-Look“ angesagt, den die elegante und jugendliche US-amerikanische First Lady Jacqueline Kennedy geprägt hatte. Röcke und Mäntel bekamen wieder einen geraderen Schnitt, und das Kostüm zählte zum beliebtesten Kleidungsstück. Die Haare wurden seitlich sowie am Hinterkopf voluminös toupiert und mit viel Haarspray fixiert.

Za



Mobilität für alle

Das Auto hat Tübingen verändert – vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, als der fahrbare Untersatz für viele Westdeutsche erschwinglich wurde. Jahr für Jahr stiegen die Zulassungszahlen. Neben den vielen Vorzügen wurden jedoch bald auch die Nachteile des Autofahrens deutlich. Die „Polypenarme des Verkehrs“ machten die Stadt unwirtlich. Abgase und Gestank waberten durch die engen, oft verstopften und lärmgefüllten Gassen. Man begann Straßen zu verbreitern und dafür Häuser abzureißen und Bäume zu fällen. Bei der Umrüstung der Stadt auf den Autoverkehr wurde Friedrich Silchers Wohnhaus ebenso geopfert wie der alte Postplatz und die Kastanienallee. Doch die Motorisierung forderte nicht nur ihren Tribut an Bäumen, sondern auch an Menschenleben. Die Statistik weist einen erschreckenden Anstieg der Unfallzahlen auf. Weder die Fahrzeuge noch die Menschen waren der neuen Verkehrsdichte gewachsen. An der so genannten „Todeskreuzung“ in der Südstadt ließen mehr als zwanzig Menschen ihr Leben, bis ihr kreuzungsfreier Umbau ins Werk gesetzt war. Immerhin erkannte man bei aller Autobebgeisterung auch die Vorzüge des öffentlichen Personennahverkehrs: 1953 schlug die Geburtsstunde des Tübinger Stadtverkehrs.

Pariser Flic am Schimpfeck, Juni 1954.

Am 30. Juni 1954 um die Mittagszeit bot sich am Lustnauer Tor ein ungewohnter Anblick. Anstelle eines Tübinger Polizisten regelten drei Pariser Flics den Verkehr. Das Schwäbische Tagblatt bedachte die Begebenheit mit einem Dreispalter, berichtete betont freundlich und lobte den ungewöhnlichen Einsatz: „Irgendwie geht es schneller, flüssiger zu, rund um die Verkehrsinsel. Da strömt es einmal wirklich so, wie man sich das wünscht. Natürlich waren die drei ... gegenüber Fuhrwerken genauso machtlos wie ihre deutschen Kollegen und auch ob der Radfahrer schüttelten sie zuweilen den Kopf. Sonst aber bereitete es geradezu Vergnügen ... den eleganten, den suggestiven oder, wenn man will, beschwörenden Winken der weißen Handschuhe zu folgen.“ Die drei mit ihrem „Verkehrszauberstab“ hätten den Tübingern Paris näher gebracht als ein noch so umfassender Vortragsabend. Leider enthielt der Artikel keine Angaben darüber, wer denn die ganze Aktion ins Werk gesetzt hatte.
Ra





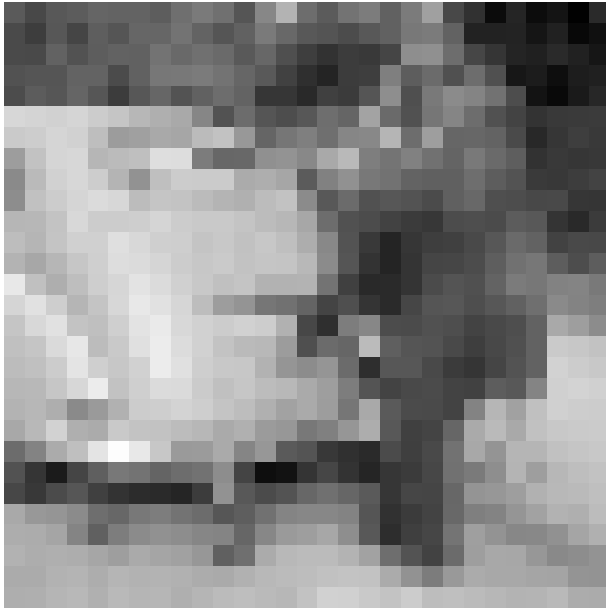
Allgemeine Ortskrankenkasse (AOK) am Lustnauer Tor, vor dem Abbruch, Mai 1958.

Im Mai 1958 beschloss der Tübinger Gemeinderat den Abbruch des AOK-Verwaltungsgebäudes. Damit wollte man die Einmündung der Grabenstraße aufweiten und den Verkehr am Lustnauer Tor flüssiger gestalten. Bei der Diskussion um den Abbruch blieb im Gemeinderat gänzlich unerwähnt, dass es sich um das langjährige Wohnhaus von Friedrich Silcher handelte. Lediglich das Schwäbische Tagblatt schrieb im Nachhinein vom „Haus mit großer Vergangenheit“ und bedauerte den Abbruch: „Der Name Silcher mitsamt dem Hause, in dem er lebte und schaffte, schließt ja ein Stück alter Tübinger Kulturgeschichte in sich! ... In diesen Mauern und Wänden der Wilhelm- und Grabenstraße blieb etwas hängen von den Liedern und Melodien, die einst zum ersten Male darin erklangen.“ Im 19. Jahrhundert habe man die Straßenecke das „musikalische Eck“ genannt. Auf dem Foto ist die Gedenktafel für den populären Komponisten und Universitätsmusikdirektor erkennbar. Beim Abbruch des Hauses im März 1959 nahm man die Tafel in die Städtischen Sammlungen auf.
Ra

Wilhelmstraße um die Mittagszeit, Blick zum Lustnauer Tor, Juli 1958.

Der wirtschaftliche Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg hatte eine unangenehme Begleiterscheinung: die wachsende Verkehrsdichte. Schon 1950 waren auf den Tübinger Straßen mehr Kraftfahrzeuge unterwegs als vor Kriegsbeginn, und die weitere Zunahme schien ungebrochen anzuhalten. In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre verdoppelte sich der Fahrzeugbestand, so dass 1957 auf 1.000 Bewohner des Kreisgebietes 124 motorisierte Fahrzeuge kamen. Mit dem steigenden Grad der Motorisierung war das vorhandene Straßennetz bald überlastet, vor allem dem Stadtzentrum rund ums Lustnauer Tor drohte der Verkehrsinfarkt. Im Juli 1958, zum Zeitpunkt der Aufnahme, zählte man dort bereits 22.000 Fahrzeuge am Tag. Ra





Das alte Autokennzeichen „FW“, das in der Nachkriegszeit für „Französisch Württemberg“ gestanden hatte, wird durch das neue „TÜ“-Nummernschild ausgetauscht, Juni 1958.

Zwei Jahre lang, bis zum 30. Juni 1958, hatten Kraftfahrzeughalter Zeit, ihr altes schwarzes Nummernschild durch ein neues, bundeseinheitlich weißes auszutauschen. Die Abkürzung „TÜ“ ist eindeutig und wird auch in Zukunft keine unerwünschten Wortbildungen zulassen, wie etwa Esslingen ES-EL oder Stuttgart mit der Kombination S-AU“, beruhigte das Tagblatt seine Leser. Für die neuen Tafeln – anfangs aus Plastik – mussten im Schnitt sieben DM bezahlt werden. Eingängige Kürzel waren von Anfang an beliebt. Die Nummer TÜ-A1 sicherte sich der damalige Landrat Hermann Zahr für sein Privatfahrzeug. „Seitdem haben es die Bürgermeister in seinem Revier einfacher. Jedes Kind ist in der Lage, den Herrn

des Landkreises schon von weitem auszumachen“, schrieb das Lokalblatt. TÜ-P1 ging an den „Pressezar“ Ernst Müller, Miteigentümer des Schwäbischen Tagblatts und Chef der Redaktion. Stadträtin Hedwig Rieth (rechts im Bild) ließ sich von der Verkehrsabteilung des Landratsamts das Kennzeichen TÜ-X13 geben. Kommentar in der Bildunterschrift: „Frauen sind immer mutiger!“ Ra

Um die Mittagszeit am Lustnauer Tor, der Blick geht stadtauswärts zur Universität, Mai 1965.

Die Aufnahme diente zur Illustration einer „Betrachtung zum Wochenende“, die das Schwäbische Tagblatt den unhaltbaren Zuständen auf Tübingens Straßen gewidmet hatte. „Der Türmer“ (Tagblatt-Redakteur Alfred Leucht) sprach von den „Polypenarmen des Verkehrs“, die sich durch alle Straßen und Gassen der Stadt schlängelten. Für ihn war es ein Albtraum: „Seit Jahren wird immer wieder davon gesprochen, dass die Lage unhaltbar zu werden, katastrophale Formen anzunehmen drohe.“ Des Türmers Fazit: „Die Entwicklung im Zeichen weiter zunehmender Verdichtung des Verkehrs läuft allen Anstrengungen buchstäblich davon.“ Mitte der sechziger Jahre war es zunehmend auch der ruhende Verkehr, der Probleme bereitete. So klagte Leucht: „Es gibt – jedermann kann sich davon überzeugen – im ganzen inneren Stadtgebiet kaum eine Straße mehr, als einzige vielleicht die Wilhelmstraße ausgenommen – auf der nicht mindestens einseitig, meist aber beidseitig geparkt und dadurch der Fahrverkehr erheblich und vor allem gefahrbringend eingeengt wird.“ Die Parkplatznot wurde während des Semesters nun auch noch durch die Studenten verschärft. So musste die Stadtverwaltung feststellen, dass im Sommersemester 1965 rund 2.500 Studenten eigene Fahrzeuge mitgebracht hatten. Ra



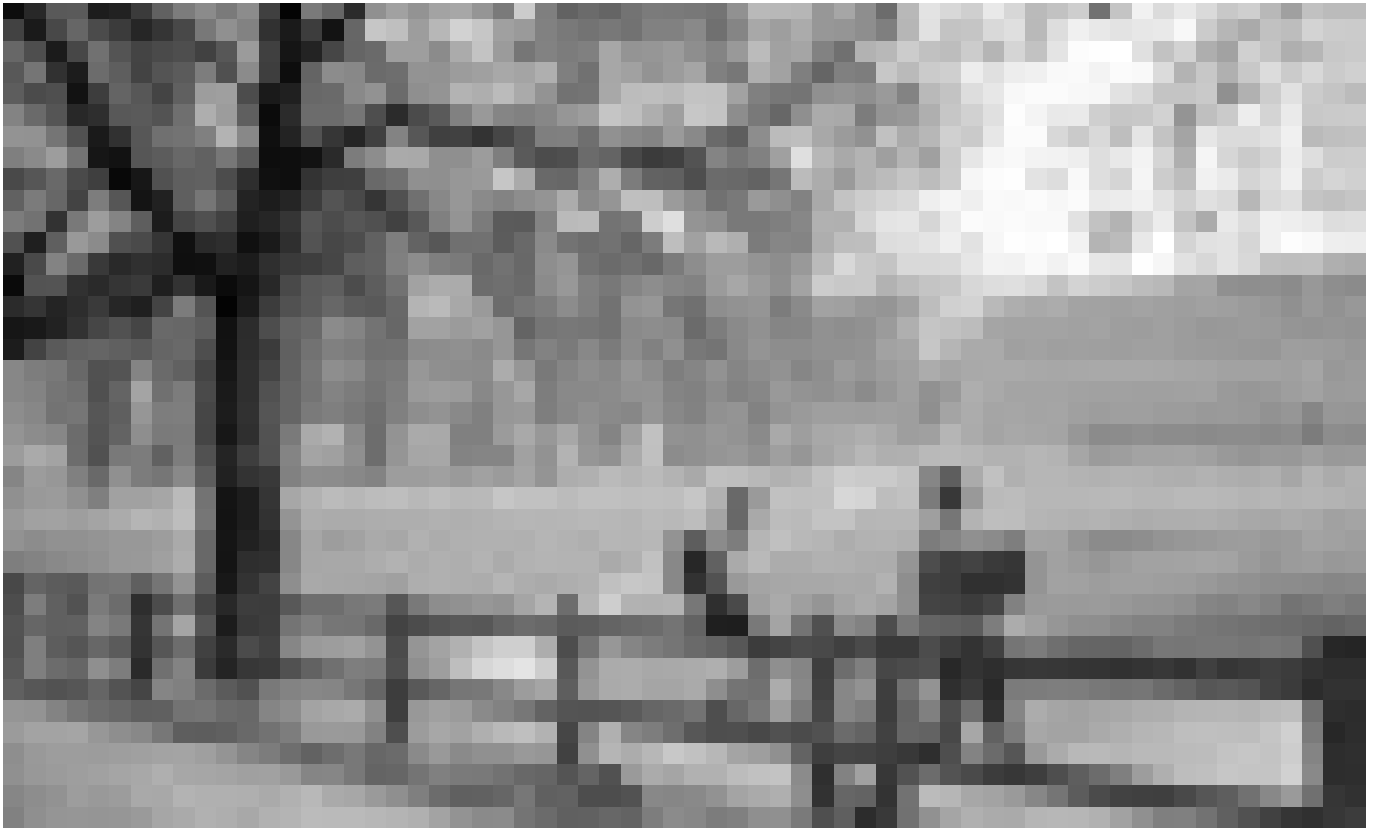


Starker Andrang beim Einstieg in den Omnibus des Stadtverkehrs, Februar 1957.

Der von den Unternehmen Schnaith und Kocher betriebene Stadtbusverkehr wurde 1953 vertraglich auf eine neue Grundlage gestellt. Die Busse erhielten einen einheitlichen Anstrich, so dass sie von den Fahrgästen sofort erkannt werden konnten. Das Umsteigen mit einer Fahrkarte war jetzt möglich, die Zwölfer- oder Monatskarten berechtigten zur Benutzung der Omnibusse beider Unternehmen und damit man sich die Abfahrtszeiten leichter merken konnte, wurde ein Taktfahrplan eingerichtet. Der neue Tübinger Stadtverkehr startete im Herbst 1953 in den Tübinger Stadtfarben mit sechs rotgelben Omnibussen. Ab 1958 bediente man bereits neun Linien, die zur besseren Unterscheidung erstmals durchnummeriert waren. Diese einfachen Maßnahmen hatten einen durchschlagenden Erfolg: Die Fahrgastzahlen stiegen jährlich im zweistelligen Prozentbereich. 1958 zählte man bereits 1,4 Millionen Fahrgäste. Ra

Postplatz vor dem Hauptbahnhof, April 1956.

Mit dem Bau der Hauptpost von 1919 bis 1921 und deren Seitenflügel (im Bild rechts) ein paar Jahre später war der so genannte Postplatz entstanden (heute Europaplatz).



Er wurde im Süden durch den Bahnhof und im Norden durch die alte Kastanienallee begrenzt. Wer aus dem Bahnhof herausstrat, den empfing eine kleine Parklandschaft, hinter der sich die nahe gelegene Stadt fast komplett verbarg. 1929 beschrieb der Architekt Franz Bärtle in der Tübinger Chronik die Ankunft eines Reisenden auf dem Hauptbahnhof folgendermaßen: „Wo ist denn Tübingen? fragt der Fremde. Eine monumentale Ruhe umfängt ihn, die nach der mehr oder weniger langen Eisenbahnfahrt umso wohltuender ist. Der Blick trifft eine große zusammenhängende Rasenfläche mit einem Abschluss durch eine Kastanienallee. Mit den einfachsten Mitteln ist hier ganz Hervorragendes geschaffen worden. Und hinter dieser Überraschung wird wohl die Stadt zu suchen sein!“

Wollten die Stadtväter noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts inmitten der sich kräftig ausdehnenden Stadt für immer eine grüne Lunge erhalten, so geriet dieser Wunsch nach dem Zweiten Weltkrieg in Vergessenheit. Ende der fünfziger Jahre beschloss der Gemeinderat den Bau eines gigantischen Busbahnhofs. 12.000 Quadratmeter der Parkfläche wurden dafür geopfert und bei der Inbetriebnahme im Dezember 1960 hatte sich der grüne Bahnhofs-Vorplatz in eine Asphaltwüste verwandelt. Voller Stolz auf das Werk und ganz im Sinne der damals herrschenden Europa-Begeisterung gab man dem Omnibusbahnhof 1966 den Namen Europaplatz. Schließlich konnte man von hier aus in alle Welt verreisen. Durch den Neubau des Gesundheitsamtes und der AOK wurden die Anlagen noch weiter dezimiert. Auch auf die alte Kastanienallee von 1819 (im Bild hinten links) glaubte man jetzt verzichten zu können: Sie fiel der Umgestaltung des Parks Anfang der sechziger Jahre zum Opfer.

Ra

Erster Zebrastreifen bei der Eberhardsbrücke, Juli 1955.

Nach einem Beschluss des Tübinger Gemeinderats vom 4. Juli 1955 wurden an mindestens zwölf Stellen im Stadtzentrum erstmals Zebrastreifen angebracht. Die neuartigen Überwege waren erst zwei Jahre zuvor in die westdeutsche Straßenverkehrsordnung aufgenommen worden. Sie sollten die Fußgänger besser schützen und helfen, die drastisch angestiegenen Unfallzahlen wieder zu senken.

Das Schwäbische Tagblatt berichtete alsbald von der Unsicherheit der Passanten bei der Benutzung der Zebrastreifen: „Mit mehr oder weniger Misstrauen werden die Streifen vor allem von den älteren Leuten betrachtet. Ob man es wohl riskieren kann?“ Ausführlich wurde eine Leserschrift zitiert: „Mit Staunen beobachtet der Tübinger Bürger, wie gleichsam über Nacht die Hauptverkehrsstraßen seiner Stadt sich mit Zebrastreifen überziehen.“ Weder Autofahrer noch Fußgänger seien sich über die genauen Bestimmungen der Straßenverkehrsordnung im Klaren. Darauf die Empfehlung der Lokalzeitung an ihre Leser: „Sie müssen mit beschleunigtem Schritt die markierte Fahrbahn überqueren.“ Denn nur derjenige, der sich beim Herannahen eines Fahrzeugs bereits auf der Fahrbahn befinde, habe das Vorrecht. Das Vorrecht für Fußgänger auf Zebrastreifen wurde erst zum 1. Juni 1964 eingeführt. Ra





Adler-Kreuzung in Lustnau, Inbetriebnahme der ersten Tübinger Ampel,
16. November 1962.

Jahrelang hatte man darüber diskutiert, Vorzüge und Nachteile von allen Seiten beleuchtet, dann endlich war es soweit: Nach New York (1920), Hamburg (1922) und Reutlingen (1952) konnte am 16. November 1962 auch Tübingen eine erste „Lichtsignalanlage“ in Betrieb nehmen. Die Adler-Kreuzung in Lustnau bei der Postfiliale erschien den Verantwortlichen wegen des hohen Verkehrsaufkommens dafür der beste Ort zu sein. Laut Schwäbischem Tagblatt handelte es sich um das modernste „Lichtsignal-Steuergerät“ im ganzen Bundesgebiet. Es war nicht nur vollautomatisch, sondern konnte bei Bedarf „etwa beim Auftauchen einer militärischen Kolonne“ von Hand geschaltet werden. Die Tübinger Polizei bemühte sich redlich und mit einem starken Aufgebot an Personal, die Passanten mit der neuen Anlage vertraut zu machen. Doch den Fußgängern fiel die Umstellung offensichtlich schwer. „Mehrere Mütter mit Kindern auf die Fahrbahn, obwohl der Fußgänger der gegenüberliegenden Ampel rot zeigte, dabei haben die Fußgänger freie Bahn nur bei grünem Licht!“, mahnte das Lokalblatt seine Leser. Kein Grund zur Aufregung bestehe allerdings, wenn der Fußgänger mitten auf dem Zebrastreifen von Rot überrascht werde. „Sie brauchen deswegen nicht zurückgehen“, weil zur Sicherheit noch elf Sekunden blieben, bis die Straße vollends überquert sein musste. Ra

